

April 2017
kostenlos

AS.ISM4

Streitschrift gegen sexistische Zustände



INHALT

#1 LEARN & GROW

- Seite 05 Feindbild Feminismus
Über Antifeminismus und was es noch zu tun gibt
Emanzipative & Antifaschistische Gruppe
- Seite 08 Meiblich? Wännlich? Other!
Emanzipative & Antifaschistische Gruppe
- Seite 10 Selbstbestimmung - Abtreibung - Behinderung
Kirsten Achtelik
- Seite 12 Cis my ass - zu Trans*feindlichkeit in feministischen Zusammenhängen
Emanzipative & Antifaschistische Gruppe
- Seite 14 Mann tut was Mann kann - Kritische Männlichkeit
Theorie, Kritik, Aktion
- Seite 17 ‚Köln‘ ist überall - Die rassistische Vereinhaltung von Frauenrechten durch Konservative, RechtspopulistInnen und Neonazis
Antifeminismus von Rechts-AG und QueerFeminismus-AG der Interventionistischen Linken Berlin
- Seite 20 Poster „Can't hold us down“

#2 ORGANIZE & RIOT

- Seite 23 Interview „Your Body, Your Choice - Raise Your Voice!“
Interview zu den Protesten gegen den Marsch für das Leben
„What the fuck?!“-Bündnis
- Seite 25 Feminismus ist für alle - everything is better when we're smashing together!
Antifaschistischer Schwarz-Roter Aufbau
- Seite 26 Interview „Das Sichtbarmachen von widerständigen und rebellischen *FLTI* ist uns ein Anliegen“
Vertreter*innen zweier F_Antifa-Gruppen

#3 USE & SHARE

- Seite 29 Feminism is for Lovers
Emanzipative & Antifaschistische Gruppe
- Seite 31 Können wir jetzt über was anderes reden?
U'n'S
- Seite 34 Be careful with each other, so we can be dangerous together
Partygruppe „Procrastinators United“
- Seite 36 Hot Topic! - Antisexistische Tools für Politgruppen
Andere Zustände ermöglichen und Emanzipative & Antifaschistische Gruppe
- Seite 38 Glossar - Von A wie ‚Ability‘ bis Z wie ‚Zweigeschlechtlichkeit‘
- Rückseite Beteiligte Gruppen

INTRO

Mittlerweile fast 10 Jahre nachdem die letzte AS.ISM Broschüre erschienen ist, haben wir uns dran gemacht das ganze neu aufzulegen und weiterzuführen. In dieser Zeit hat sich natürlich Einiges getan, viel zu viel ist aber beim alten geblieben.

Feminismus scheint heute so populär wie noch nie: Staatliche Akteure, Mainstreammedien und Popstars beziehen sich häufiger denn je auf das einst verschriene F-Wort. Der zumeist auf Gleichstellungspolitik beschränkte bürgerliche Feminismus konnte bereits einen Teil seiner Forderungen verwirklichen. Vom Großteil der Gleichstellungsmaßnahmen profitieren heute jedoch nur wenige Frauen*, denn die meisten Maßnahmen kommen nur mittleren und höheren Einkommenschichten zugute. Soziale Ungleichheit nimmt zu und Haus- und Sorgearbeit wird weiterhin vor allem von (migrantischen) Frauen* zu prekären Bedingungen geleistet. Der heutige Mainstream-Feminismus nützt in erster Linie heterosexuellen, gut verdienenden, weißen Frauen.

Gleichzeitig sind antifeministische Tendenzen auf dem Vormarsch. Feministische Emanzipationsgewinne und Errungenschaften, die vor allem Kämpfe der Frauen- und LGBTQ*-Bewegung des 20. Jahrhunderts zu verdanken sind, werden in den letzten Jahren vermehrt in Frage gestellt und angegriffen. Positionen von christlichen FundamentalistInnen, RechtspopulistInnen und Konservativen gewinnen weltweit an Zulauf, reproduktive Rechte von Frauen* werden eingeschränkt, queere Lebensformen in Frage gestellt und sexualisierte Gewalt rassistisch aufgeladen.

Umso deutlicher ist es in den letzten Jahren geworden, dass feministische Kämpfe in antirassistische und antikapitalistische eingebettet sein müssen.

Diesen inhaltlichen Rahmen feministischer Diskurse haben wir versucht, in der aktuellen AS.ISM aufzunehmen und mit den vorliegenden Texten zu füllen.

Im Kapitel **Learn&Grow** werden einige queere feministische Themen aufgegriffen - von aktuellen Diskursen um Antifeminismus über die Auseinandersetzung mit Geschlechterbildern und kritischer Auseinandersetzung mit diesen, Trans*feindlichkeit und den Kampf um Selbstbestimmung im Themenfeld Abtreibung und Behinderung. Im Teil **Organize&Riot** wollen wir feministische Gruppen ihre politische Arbeit vorstellen lassen. Hier kommen in Interviews zwei Berliner FLTI*-Gruppen und das queere feministische „What the Fuck!“-Bündnis zu Wort. Aber wir wollen auch einen selbstkritischen Blick in unsere eigene politische Organisation und Praxis werfen: Nach wie vor wird Feminismus in vielen Politgruppen ausgelagert und nach hinten verschoben, mit der Begründung, dass ein „grundsätzliches antisexistisches Selbstverständnis“ ja schon ausreiche. Aus diesem Grund wollen wir den Themen Awareness auf Parties, Beziehungsarbeit und Umgang mit sexualisierter Gewalt in linken Communities einen breiten Raum im Kapitel **Use&Share** einräumen. Ebenfalls widmen wir uns in diesem Kapitel antisexistischen Tools, um Wege aufzuzeigen, wie Gruppenprozesse machtkritischer gestaltet werden können.

Den Anspruch eine Broschüre zu machen, die nicht mit hochkomplizierten Fachwörtern um sich schmeißt, gut zu lesen ist und auch praktische Anknüpfungspunkte bietet, haben wir versucht zu bewahren. Wörter, die vielleicht nicht jeder_m geläufig sind, wollen wir im Glossar erklären. Wir sind uns bewusst, dass wir aufgrund unserer eigenen Verortung in linksradikalen, antifaschistischen Zusammenhängen mit vielen Feminismen solidarisch sind, doch auch durch einen weißen, häufig akademischen Hintergrund geprägt bleiben. Feministische Bewegungen sind viel breiter, als sich in 40 Seiten darstellen lässt, und viele Perspektiven bleiben leider unerwähnt. Wir sehen dies als problematisch an, hoffen aber, dass wir zumindest Einblicke in Diskurse ermöglichen konnten. Die Form des Genders haben wir den jeweiligen Autor_innen überlassen.

Viel Spaß beim Lesen
Die Emanzipative & Antifaschistische Gruppe [EAG]

EDITORIAL

Redaktion:
Emanzipative & Antifaschistische Gruppe
Mail: eag-berlin@riseup.net
Web: www.eag.antifa.cc
Facebook: EAG Berlin

Stand: März 2017
Auflage: 5.000 Stück

Die Zeitung wird kostenlos verteilt.

Die einzelnen Beiträge spiegeln nur die Meinung der Autor*innen wieder.

Eigentumsvorbehalt
Nach diesem Eigentumsvorbehalt ist die Broschüre solange Eigentum des Absenders, bis sie der/dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist. „Zur-Habe-Nahme“ ist keine persönliche Aushändigung im Sinne des Vorbehalts.

Wird die Broschüre der/dem Gefangenen nicht persönlich ausgehändigt, ist sie dem Absender unter Angabe des Grundes der Nichtaushändigung zurückzusenden. Wird die Broschüre der/dem Gefangenen nur teilweise persönlich ausgehändigt, so sind die nicht ausgehändigten Teile, und nur sie, dem Absender mit dem Grund der Nichtaushändigung zurückzusenden.



#1

LEARN & GROW

EAG

FEINDBILD FEMINISMUS

Über Antifeminismus und was es noch zu tun gibt

Wir können uns entscheiden, ob wir Kinder haben wollen oder nicht. Wir werden mit getrennten Eltern, Patch-Work-Familien oder alleinerziehenden Müttern groß. Wir können schwul oder lesbisch sein, ohne dafür ins Gefängnis zu kommen. All dies ist für die meisten von uns mittlerweile möglich und Ergebnis langer Jahre feministischer Kämpfe. Emanzipatorische Errungenschaften, wie selbst zu entscheiden, wie wir leben und lieben, stehen jedoch immer wieder unter Beschuss von rechten und konservativen Kräften.

Antifeminismus bezeichnet die Ablehnung der Gleichstellung von Geschlechtern und des Feminismus. AntifeministInnen sehen in einer vielfältigen und offenen Gesellschaft eine Gefahr für die traditionelle Familie (aus Vater, Mutter, Kindern), die Ehe und konservative Werte. Unter den Feindbildern „Genderismus“ und →„Gender Mainstreaming“ wird gegen geschlechtliche Vielfalt, alternative Familienmodelle und die Selbstbestimmung von Frauen* und →LGBTIQ gehetzt. In diesem antifeministischen Sammelbecken finden sich unterschiedliche Strömungen wieder – von der extremen Rechten über MaskulistInnen bis hin zu christlichen FundamentalistInnen und Konservativen. AntifeministInnen glauben an eine „natürliche“ Ordnung der Geschlechter, also daran, dass es nur heterosexuelle Frauen und Männer gibt. Diese haben von Natur aus klare Rollen und Vorstellungen von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“. Sie sehen eine Abweichung von Heterosexualität und den Kampf für die Anerkennung geschlechtlicher und sexueller Vielfalt als Zeichen für den existenzbedrohenden Untergang der Gesellschaft an. Mit Schlagwörtern wie

„Frühsexualisierung“, „Gender-Wahn“ und „Homo-Lobby“ drehen AntifeministInnen gesellschaftliche Verhältnisse scheinbar um – dass Frauen* und LGBTIQ diskriminiert werden, erkennen sie nicht an, vielmehr sehen sie traditionelle Familien- und Geschlechterverhältnisse bedroht und diskriminiert. Für sie geht es dabei auch um den Ausbau einer Volksgemeinschaft (Neonazis) und den demographischen Erhalt des „Abendlandes“ (Konser-

„Die extreme Rechte und Neonazis beziehen sich auf eine imaginäre ‚Volksgemeinschaft‘“

vative bis christlich fundamentalistische Rechte). Die AfD-Politikerin Frauke Petry brachte dies in einem Zeitungsinterview 2014 mit ihrer Forderung, Abtreibungen zu verbieten und deutsche Familien dazu anzuhalten, mindestens drei Kinder zu bekommen, auf folgenden Satz: „Die deutsche Politik hat eine Eigenverantwortung, das Überleben des eigenen Volkes, der eigenen Nation sicherzustellen.“

Antifeministische Strömungen werden in linken Kreisen oft wenig beachtet und sind mit ihren tausend Gruppen und Grüppchen auch ziemlich unübersichtlich. Im Folgenden sollen vier zentrale Positionen aus diesem Lager vorgestellt werden.

Geschlecht und Volksgemeinschaft - die extreme Rechte

Die extreme Rechte und Neonazis beziehen sich auf eine imaginäre „Volksgemeinschaft“, in der die heterosexuelle Familie mit Kindern als kleinste Zelle angesehen wird. Es herrschen klare Rollenvorstellungen von Männern und Frauen vor – die Frau als „Hüterin der Familie“, die Kinder gebärt und erzieht, ist dem Mann untergeordnet oder wird über ihre Aufgabe als Mutter definiert. Sie ist für die Pflege des Brauchtums und die Weitergabe traditioneller Werte zuständig. Ob eine Frau Lust hat, tagtäglich mit sieben Kindern im Wohnzimmer zu sitzen und Blumenkränze zu flechten, spielt für die extrem Rechten keine Rolle - das Individuum hat sich der Ideologie unterzuordnen. Hier zeigt sich

Antifeminismus vor allem mit einem Fokus auf die Familie. Dabei geht es jedoch nicht um alle Menschen, die mit Kindern zusammenleben, sondern ganz klar um „herkunftsdeutsche“, heterosexuelle Familien. Familien, die nicht traditionell aus Vater und Mutter bestehen, bedrohen die geistige Gesundheit der Kinder und führten zu Bindungsunfähigkeit. Folglich machen manche Neonazis alleinerziehende Mütter selbst dafür verantwortlich, dass ihre Kinder angeblich geistige Schäden davontragen würden. Die NPD fordert ein Müttergehalt und eine „Förderpolitik ausschließlich für deutsche Kinder“, um gegen den „Volkstod“ vorzugehen. Hier zeigt sich klar die Verbindung → sexistischer, antifeministischer, rassistischer und nationalistischer Inhalte in Bezug auf „Familienpolitik“.

Männer als Verlierer der Gesellschaft

Eine bekannte antifeministische Strömung, die sich im Internet vor allem auf dem Männerrechtsportal „Wikimannia“ versammelt, sind „MaskulistInnen“ oder selbsternannte „Männerrechtler“. Männer sind in ihren Augen nicht etwa privilegiert in einem patriarchalen System, sondern vielmehr Opfer – der Gesellschaft, der Frauen und des Feminismus. Dieser propagiere „Männerhass“ und trete die Rechte von Männern mit den Füßen. Die Kritik und der oftmals offene Hass von MaskulistInnen richten sich gegen Quotenregelungen auf dem Arbeitsmarkt, Gleichstellungspolitik oder auch gegen Personen, die sich gegen sie äußern. Vor allem Frauen*, die Karriere machen oder sich gar scheiden lassen wollen, werden in diversen Foren aufs Übelste beschimpft und beleidigt. Auch Männer*, die den Männlichkeitsvorstellungen von MaskulistInnen nicht entsprechen oder sich feministisch positionieren, werden verbal angegriffen und beispielsweise als „Rosa Pudel“ bezeichnet. MaskulistInnen sind hierbei sowohl in der extremen Rechten als auch im konservativen Lager aktiv und erfüllen so eine Scharnierfunktion zwischen der vermeintlichen „Mitte der Gesellschaft“ und der extremen Rechten.

Der Kampf für das „Leben“- christlich-fundamentalistische AbtreibungsgegnerInnen

Vor allem aus dem erzkatholischen und christlich-fundamentalistischen Spektrum

kommen die sogenannten Lebensschützer. Sie fordern (unter dem Deckmantel des „Lebensschutz“) eine „Willkommenskultur für Ungeborene“ und setzen sich mit eigenen vermeintlichen Beratungs-

„Mit Schlagwörtern wie „Frühsexualisierung“, „Gender-Wahn“ und „Homo-Lobby“ drehen AntifeministInnen gesellschaftliche Verhältnisse scheinbar um – dass Frauen und LGBTIQ diskriminiert werden, erkennen sie nicht an, vielmehr sehen sie traditionelle Familien- und Geschlechterverhältnisse bedroht und diskriminiert.“*

angeboten und Demonstrationen für ein absolutes Abtreibungsverbot ein. Dabei greifen sie mitunter zu ungewöhnlichen Mitteln, zum Beispiel verteilen sie kleine, süße, daumenlutschende Föten aus Plastik oder belästigen sogar Schwangere, die sich für eine Abtreibung entschieden haben. Schwangeren Menschen wird das Recht, selbst darüber zu entscheiden, wie und ob sie Kinder haben möchten, abgesprochen und die Debatte emotionalisiert, indem Schwangerschaftsabbrüche mit Kindstötung gleichgesetzt werden. Jährlich findet seit 2008 die deutschlandweit größte Demonstration, der „Marsch für das Leben“, in Berlin statt, bei welchem weiße Holzkreuze getragen werden, um den abgetriebenen Föten zu gedenken.

Über 60 sogenannte „Lebensschutzgruppen“ gibt es in Deutschland. Ungefähr die Hälfte von diesen bieten „Beratungen“ für Schwangere, ohne jedoch einen Beratungsschein auszustellen, den Schwangere in Deutschland brauchen, um eine Abtreibung durchführen zu dürfen. Christliche FundamentalistInnen bieten keine neutrale Beratung an, die die Lebensumstände und Wünsche der schwangeren Person mit einbezieht, sondern sie versuchen die Person davonabzubringen, einen Schwangerschaftsabbruch durchzuführen. Der Kampf gegen Abtreibungen bei christlich-fundamentalistischen „Lebensschützern“ ist eingebettet in eine konservative Sexualmoral und ein traditionelles Familienbild. Sex hat seinen Platz nur in der traditionellen Ehe und soll ausschließlich der Fortpflanzung dienen. Das lustvolle Ausleben von Sexualität jenseits von Kinderwünschen sei dagegen moralisch verwerflich.

Wer sind eigentlich diese „Alle“? - besorgte Eltern und die „Demos für alle“

Ende 2013 wurde unter dem Titel „Kein Bildungsplan 2015 unter der Ideologie des Regenbogens“ eine Online-Petition gegen den Entwurf des Bildungsplans in Baden-Württemberg, der geschlechtliche und sexuelle Vielfalt an Schulen in den Lehrplänen verankern sollte, gestartet. Fast 200.000 Menschen unterzeichneten diese Petition, die die „Umerziehung“ von Kindern kritisierte. Begleitet wurde die Debatte von dem Aktionsbündnis „Demo für alle“ in Stuttgart, das sich gegen die „Frühsexualisierung unserer Kinder“ und die Akzeptanz von Vielfalt richtete. Das Bündnis weitete sich aus und startete ähnliche Petitionen und Demonstrationen auch in anderen Bundesländern. Sie fordern den Schutz der traditionellen Ehe und lehnen eine Ausweitung der Ehe für gleichgeschlechtliche Partner_innen ab. Vor allem der Sexualkundeunterricht an Schulen steht hier in der Kritik der „besorgten Eltern“ – für sie ist Sexualität Privatsache, deren Vermittlung durch die Eltern zu geschehen hat. Schulische Aufklärung über Sexualität oder die Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Identitäten sehen sie als Bedrohung der Familie durch die „Gender-Ideologie“ an. Auch hier zeigt sich Antifeminismus, Homo- und →Trans*feindlichkeit in Bezug auf Familie und Kinder, welche „geschützt“ werden müssen.

Emanzipatorisch kämpfen - nicht nur gegen Rechts

AntifeministInnen vereint der Kampf gegen Gleichberechtigung und ihr krudes Verständnis von Feminismus. Sie gehen davon aus, dass →Queers und Feminist_innen Männer hassen und Familien zerstören wollen. MaskulistInnen und christliche FundamentalistInnen finden sich auf den „Demos für alle“, Neonazis liefen schon bei dem „Marsch für das Leben“ in Berlin mit und auch Parteifunktionäre von SPD bis AfD können sich beim Thema Antifeminismus freudig die Hände reichen oder sprechen auf Veranstaltungen und Demonstrationen. Ihre Hauptschwerpunkte liegen dabei jedoch zum Teil unterschiedlich – einigen sind vor allem Menschen, die nicht den traditionellen Geschlechterrollen entsprechen, ein Dorn im Auge, an-

dere fokussieren sich vor allem auf traditionelle Familienvorstellungen.

Angriffe gegen queerfeministische Kämpfe finden sich jedoch nicht nur am rechten Rand – auch der jetzige Normalzustand zeigt die Notwendigkeit von Queerfeminismus. Der positive Bezug auf Feminismus in der Popkultur – sei es durch Beyoncé oder den Star-Trek Schauspieler Patrick Stewart – täuscht nicht darüber hinweg, dass diese Gesellschaft noch weit entfernt ist von Gleichberechtigung aller Menschen. Der Kampf um rechtliche Gleichstellung von nicht-heterosexuellen Paaren, um das Recht auf straffreie Schwangerschaftsabbrüche, um gleiche Bezahlung oder die Repräsentation in den Medien und die Anerkennung von geschlechtlicher Vielfalt ist noch lange nicht gewonnen. Es reicht nicht

allein, mühsam erkämpfte Fortschritte zu verteidigen, sondern queerfeministische Perspektiven müssen weiter gedacht und mit antifaschistischer und antirassistischer Praxis verbunden werden.

Wenn vormals feministische Themen wie der Kampf gegen sexualisierte Gewalt vermehrt mit einem rassistischen Unterton diskutiert werden – in solchen Debatten geht es nicht um alle Frauen*, sondern um →weiße deutsche Frauen* als Betroffene sexualisierter Gewalt, die von nicht-weißen Männern ausgeht – muss es klare antirassistische Positionierungen geben. Wenn einerseits Frauenquoten in Führungspositionen gefordert werden, während andererseits migrantische Frauen* die schlecht bezahlte und prekäre Reproduktionsarbeit von weißen Frauen* übernehmen müssen, sollten feministische

kapitalismuskritische Organisationen gemeinsam mit →Schwarzen, migrantischen und geflüchteten Frauen* für bessere Arbeitsbedingungen für alle kämpfen.

Wenn sich positiv auf Frauen- und LGBTIQ-Rechte bezogen wird, um die eigene Nation als „besser“ und „fortschrittlicher“ gegenüber anderendanzustellen, muss Nationalismus klar in die Kritik genommen werden. Es gibt noch viel zu tun auf dem Weg zu einer Welt, in der geschlechtliche, sexuelle und familiäre Vielfalt anerkannt und ohne Diskriminierung möglich ist – packen wir es an.

Zum Weiterlesen:

Billman, Lucie (Hrsg.): Unheilige Allianz. Das Geflecht von christlichen Fundamentalisten und politisch rechten am Beispiel des Widerstands gegen den Bildungsplan Baden-Württemberg. Rosa-Luxemburg-Stiftung Material.

Kemper, Andreas (Hrsg.): Die Maskulisten: Organisierter Antifeminismus im deutschsprachigen Raum. Unrast Verlag

Sanders, Eike/ Jentsch, Ulli/Hansen, Felix: „Deutschland treibt sich ab“: Organisierter ›Lebensschutz‹ christlicher Fundamentalismus und Antifeminismus. Unrast Verlag

MEIBLICH?

OTHER!

WÄNNLICH?

Dass man eine Person trifft, sich aber hinterher partout nicht daran erinnern kann, ob es ein Mann* oder eine Frau* war, kommt – Hand aufs Herz – ziemlich selten vor. Das Geschlecht ist mit das erste, das wir an einem Menschen wahrnehmen. Wir haben gelernt, Leute auf den allerersten Blick als Mann* oder Frau* einzuordnen. Im Laufe der Zeit haben sich die Grenzen, in denen sich Männer* und Frauen* bewegen „dürfen“, zwar erweitert: Frauen* in Hosen oder mit kurzen Haaren sind nichts Ungewöhnliches mehr, und auch Männer* dürfen heute weinen und über ihre Gefühle sprechen, ohne dass ihnen gleich ihre Männlichkeit abgesprochen wird. (Nur übertreiben sollten sie es nicht – die Bilder vom „starken Mann“ und der „emotionalen Frau“ sind trotz allem auch im 21. Jahrhundert noch präsent.) Dennoch gibt es kulturelle Grenzen. Jemand mit Bart und Rock ruft Irritationen hervor, genau wie eine Person, die nicht sofort als Mann* oder Frau* einzuordnen ist. Wobei „Irritationen“ noch sehr höflich formuliert ist. Häufig schlägt ihnen vielmehr Spott, Hass und Gewalt entgegen.

Wenn es nicht die Haarlänge oder der Kleidungsstil ist, woher wissen wir eigentlich so genau, wonach wir schauen müssen, wenn wir jemanden als Mann* oder Frau* einordnen wollen? Was ist es, das uns so sicher sein lässt, welches Geschlecht wir vor uns haben? Die Antwort ist, wie üblich, nicht so einfach. Wir lernen im Laufe unseres Lebens ein ganzes Set von kulturellen Codes, Verhaltensweisen und Styles, die wir geschlechtlich einordnen. Dazu gehört

„Der Habitus ist ein ganzes Bündel an Eigenschaften, Vorlieben und Charakterzügen, die zum Teil tief in unseren Körper und unsere Identität eingeschrieben sind und die wir als Teil von „uns selbst“ wahrnehmen.“

nicht nur der Kleidungsstil, sondern auch die Art, sich zu bewegen, zu sprechen, zu sitzen, zu laufen. Das ganze Auftreten, Körperhaltung, Stimmlage. Aber auch Charakterzüge wie Aggression oder Harmoniebedürfnis gehören dazu. Einige dieser Eigenschaften könnte man relativ einfach ändern, sich anders kleiden zum Beispiel. Andere schreiben sich fest in unsere Körper ein. Wenn Jungen* laut draußen toben dürfen und Mädchen* beigebracht wird, körperlich keinen Raum einzunehmen und lieber drinnen zu spielen, ist es kein Zufall, dass die Körperformen von Männern* und Frauen* sich im Erwachsenenalter unterscheiden. Wir lernen, dass Jungs* Feuerwehrmänner werden können und Mädchen* Friseurin. Auch ob wir eher laut und fordernd oder leise und zurückhaltend auftreten, ist etwas, das wir seit unserer frühesten Kindheit verinnerlicht haben und das wir nicht so ohne weiteres verändern können. (Eine ganze Armada an begehrten Führungskompetenz-Coaches und teuren Teamfähigkeits-Kursen belegt das recht eindrucksvoll.) All diese Eigenschaften zusammen genommen nennt man →Habitus. Der Habitus ist ein ganzes Bündel an Eigenschaften, Vorlieben und Charakterzügen, die zum Teil tief in unseren Körper und unsere Identität ein-

geschrieben sind und die wir als Teil von „uns selbst“ wahrnehmen.

Dieser Habitus lässt sich geschlechtlich einordnen. Die perfekte Ausführung davon wäre z.B. eine Frau*, die alle als weiblich angesehenen Eigenschaften in sich vereint. Diese Frau* läuft natürlich nicht in Wirklichkeit auf der Erde herum. Sie ist vielmehr ein kulturelles Bild, eine Vorstellung. Mit welchen Eigenschaften diese fiktive „Ideal-Frau“ genau ausgestattet ist, kann von Kontext zu Kontext, sogar von Person zu Person unterschiedlich sein. Aber Fakt ist, dass bestimmte Eigenschaften sich immer überschneiden und uns so überhaupt erst ermöglichen, uns gegenseitig zu verstehen, wenn wir von Frauen* sprechen. Wir wissen irgendwie, dass all diese Menschen, die wir als Frauen* bezeichnen, etwas gemeinsam haben, obwohl wir uns kaum konkret darüber austauschen, was das denn genau sein soll. In unseren Handlungen, unserer Erziehung, in Werbung oder Kultur wird also ständig der Versuch unternommen, sich diesem Ideal anzunähern. Das Paradoxe daran ist aber, dass diese „Ideal-Frau“ ja nicht in irgendeinem Buch genau beschrieben ist oder in einer Vitrine steht, wo man sie sich anschauen kann. Vielmehr wird das Ideal erst dadurch erschaffen, das wir es immer wieder aufrufen, darüber reden, es nachmachen, weitergeben. Es ist ein Teufelskreis: Weil es bestimmte Vorstellungen von Geschlechtern gibt, passen wir uns daran an, weil wir es so gelernt haben und um Sanktionen zu vermeiden. Aber erst weil so viele Menschen sich in

die beiden Geschlechter einordnen, sich entsprechend verhalten und Abweichende mit Ablehnung eindecken, gibt es überhaupt zwei Geschlechter. Das Gemeine daran ist, dass dieser Mechanismus für die meisten nicht ersichtlich ist. Vielmehr haben wir das Gefühl, uns ganz natürlich zu verhalten, etwas tief in uns Liegendes zum Ausdruck zu bringen, wenn wir als Frau* gern shoppen gehen und als Mann* öfters mal laut werden. Die Idee, dass diese Verhaltensweisen anerzogen sind, nicht nur durch Eltern, sondern durch eine ganze Gesellschaft, ist ziemlich schwer zu verdauen.

Und es wird noch komplizierter. Die kulturelle Herstellung von zwei Geschlechtern geht automatisch mit der Vorstellung einher, dass diese zwei Geschlechter sich aufeinander beziehen und sich gegenseitig begehren. Kurz gesagt: Männer* haben Frauen* zu lieben und Frauen* Männer*. Und um eine Familie zu sein, sollten sie auch gemeinsam Kinder in die Welt setzen. Prinz sucht Prinzessin, Bauer sucht Frau*, Sonnenuntergang sucht Pärchen - die alleinige Darstellung von heterosexuellem Begehren und das Einschreiben durch ständige Wiederholung nennt man →Heteronormativität. Das macht nicht nur Menschen unsichtbar, die anders lieben und begehren, sondern setzt auch voraus, dass es nur so und nicht anders sein kann - genau zwei Geschlechter und eine Art der Romantik.

Einige werden jetzt sicherlich die Biologie ins Feld führen. Frauen* haben doch wohl andere Körper als Männer*, also so Brüste und können Kinder kriegen und so?! Manche Menschen können Kinder gebären und andere nicht. Doch dieses Argument funktioniert nur scheinbar, denn auch wenn eine Frau* keine Kinder bekommen möchte oder kann, z.B. weil sie sehr alt oder sehr jung ist oder einfach nicht schwanger werden kann, gilt sie nichtsdestotrotz als Frau*. Dasselbe gilt für einen sehr alten/ sehr jungen/ zeugungsunfähigen Mann*. Argumentative Verrenkungen wie „naja, aber wenn dieses und jenes nicht gewesen wäre, dann hätte die Person ja Kinder bekommen können...“ zeigen, dass es letztlich nicht darum geht, die Person in ihrer Realität und mit ihren Wünschen und Bedürfnissen zu beschreiben, sondern darum, sie auf Biegen und Brechen in eine Schublade einzuordnen. Aber wem ist damit geholfen, wenn jemand in eine Kategorie gepresst wird, weil

sie eventuell irgendwann mal Kinder hätte gebären können, wenn sie nur gewollt hätte? Es zeigt sich deutlich, dass die Einteilung in „Frau* = kann Kinder gebären“ und „Mann* = kann das nicht“ weder hilfreich ist noch gut funktioniert.

Aber es stimmt natürlich, dass die Körper von Menschen sich nicht gleichen, zwischen zwei Personen gibt es tausende von Unterschieden. Wenn wir Kategorien aufmachen und Menschen (oder Dinge) darin einteilen, dann konzentrieren wir uns bei der Unterscheidung auf ganz bestimmte Merkmale und lassen andere außen vor. Ein Beispiel: Wir können Tiere in die Kategorien Hunde und Katzen einordnen. Man könnte aber auch weiße und braune Tiere sehen, oder erwachsene Tiere und Tierbabies.

Je nachdem, für welche Kategorie man sich entscheidet, sieht man ganz unterschiedlich zusammengesetzte Gruppen, und je länger man mit einer Kategorie im Kopf auf ein Bild blickt, desto logischer kommt einem die eigene Einordnung vor.

Wir haben unser ganzes Leben lang gelernt, Menschen danach einzuteilen, welche primären und sekundären Geschlechtsmerkmale sie haben. Ob sie dagegen große oder kleine Füße haben oder lange oder kurze Beine, ist für unsere allererste Betrachtung nicht so wichtig. Wir geben damit manchen Körperteilen mehr Bedeutung als anderen, da wir sie dazu nutzen, Menschen in Männer* und Frauen* einzuteilen. Dass menschliche Körper verschieden aussehen, ist also völlig unbestritten. Die spannende Frage ist nur, welche Merkmale von der Gesellschaft zur Unterscheidung herausgepickt werden – und vor allem, welche Folgen das für die Menschen hat.

Denn die Realität zeigt uns, dass diese Einteilung in Kategorien keineswegs widerspruchlos und friedlich vonstatten geht. Noch heute werden viele Kinder, die intersexuell, also mit „uneindeutigen“ Geschlechtsmerkmalen zur Welt kommen, ohne hinreichende Information oder Alternativen häufig operativ an die herrschende Norm angeglichen. Das heißt, ihre Geschlechtsorgane werden so zurechtgeschnitten und sie werden in frühester Kindheit mit Hormonen vollgepumpt, damit sie in die herkömmlichen Vorstellungen davon passen, wie ein Mann* oder eine Frau* auszusehen hat.

Ihnen helfen die Kategorien nicht – und sie sind oft nur der erste gewaltsame Eingriff von vielen. Nicht nur viele Intersexuelle, auch andere Menschen fühlen sich in den starren Schubladen Mann* und Frau* nicht wohl. →Trans*gender, →queere und andere →nicht-binäre Leute leiden häufig sehr darunter, dass die Gesellschaft mit aller Macht und nicht selten mit Gewalt versucht, sie in starre Kategorien zu pressen, die nicht für sie gemacht sind. Das können ganz unterschiedliche Formen von Gewalt sein: nicht mit dem richtigen, selbstgewählten Pronomen angesprochen werden zum Beispiel. Oder sich in öffentlichen Toiletten zwangsläufig irgendwo einordnen zu müssen, obwohl man das vielleicht gar nicht will. Der unvorstellbar lange und bürokratische Weg, den Trans*-Menschen gehen müssen, um ihr Geschlecht auch offiziell, also im Pass, ändern zu dürfen. Der Widerstand, der nicht-binären Menschen im Kampf um eine dritte Geschlechtsoption entgegenschlägt. Und schließlich nicht selten Spott, Hass und Gewalt von völlig fremden Leuten auf der Straße.

Doch →LGBTQI*s sind mitnichten nur passive Opfer einer übermächtigen Gesellschaft. Jeder Mensch, der sich nicht eindeutig in die Kategorien Mann* und Frau* einordnen lässt, stellt diese gesellschaftliche Normierung damit auch ein Stück weit infrage. Denn damit zeigt er, dass sie mehr schaden als nutzen und der Realität nicht gerecht werden. Es gibt nämlich weit mehr als das, was uns in Zeitschriften und im Fernsehen vorgegeben wird. Geschlechtliche Grenzen zu testen, auszuweiten, sie zu sprengen und lächerlich zu machen, ist auch ein politischer Akt, der in der Summe dazu führen kann, dass Grenzen sich verschieben und in Zukunft vielleicht nach und nach immer durchlässiger werden. Damit vielleicht irgendwann mal Menschen sich begegnen können und es tatsächlich keine Rolle mehr spielt, was sie zwischen den Beinen haben. Oder nicht.

Zum Weiterlesen:

Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter

www.mein-geschlecht.de

www.jugendnetz-lambda.de

Niemandem gefällt es, wenn immer andere bestimmen, was man tun und lassen soll. Darum wehren sich Menschen gegen

Unterdrückung und Diskriminierung. Sie schließen sich zu Bewegungen zusammen, um für ihre Selbstbestimmung

zu kämpfen. Um eine Person zu sein, die selbst entscheiden kann, muss man als autonome, zu freien Ent-

scheidungen über die eigene Lebensführung fähige und berechnigte Person gesellschaftlich aner-

kannt werden. Dies wurde früher nur →weißen, heterosexuellen, bürgerlichen Männern*

zugestanden - Frauen* und Behinderte mussten sich das erst erkämpfen.

Selbstbestimmung Abtreibung Behinderung

Für die westliche feministische Bewegung ist Selbstbestimmung gleichzeitig Weg und Ziel der Selbstbefreiung. In der BRD bildete sich diese Idee im Kampf gegen das Abtreibungsverbot seit Anfang der 1970er Jahre heraus. Das Konzept Selbstbestimmung wird als Abwehr äußerer Einflüsse auf die Entscheidungen von schwangeren Menschen verstanden. Soziale Bewegungen gebrauchen den Begriff aber gewöhnlich in einem weiteren Sinne, der die Hoffnung beinhaltet, dass mit der Erweiterung der persönlichen Autonomie der Einzelnen auch die ganze Gesellschaft freier wird.

An der Abtreibungsregelung wurde und wird kritisiert, dass Schwangere nicht selbst über ihren Körper und ihre Fruchtbarkeit, also ob sie Kinder bekommen wollen oder nicht, entscheiden dürfen. Rechtlich wird das in Deutschland durch den Paragraphen 218 im Strafgesetzbuch geregelt, der unter anderem Schwangere dazu verpflichtet, vor einer Abtreibung zu einer Zwangsberatung zu gehen. Außerdem gibt es eine moralische Verurteilung von Frauen*, die kein Kind haben wollen und deswegen abtreiben wollen oder abgetrieben haben. Die feministische Bewe-

gung arbeitet neuerdings wieder verstärkt daran, diese Verbote abzuschaffen und dafür, dass die Entscheidung für einen Schwangerschaftsabbruch akzeptiert und nicht kritisiert wird.

Wenn Menschen schwanger sind und ein Kind bekommen wollen, gibt es viele vorgeburtliche Untersuchungen (Pränataldiagnostik). Dies ist mittlerweile ein normaler Vorgang im Rahmen der Vorsorgeuntersuchungen für Schwangere geworden, die immer mehr Personen wie selbstverständlich in Anspruch nehmen. Manche dieser Untersuchungen sind wichtig und notwendig, damit es der schwangeren Person und dem werdenden Kind gut geht und sie gesund sind. Die meisten Untersuchungen suchen aber nach möglichen →Behinderungen und Abweichungen des Fötus. Diese Untersuchungen erzeugen sehr viel Unsicherheit und Angst bei den Betroffenen. Wenn eine Behinderung des Fötus festgestellt wird, kann man meistens nichts unternehmen, damit es der schwangeren Person und dem späteren Kind besser geht. Zwar kann es sinnvoll sein, von bestimmten Behinderungen zur Vorbereitung der Geburt zu wissen. Oft steht die schwangere Person nach einer

Diagnose aber vor der Entscheidung, ob sie das Kind „trotzdem“ bekommen will, oder ob sie deswegen eine Abtreibung haben will. In der heutigen gynäkologischen Praxis gehen die verschiedenen Funktionen der pränatalen Diagnostik für die schwangere Person meist ununterscheidbar ineinander über.

In der feministischen Bewegung thematisierten Frauen* mit Behinderung ihre besondere Situation in Bezug auf Schwangerschaft und Kinderkriegen. Nicht behinderte Frauen* sollten Kinder bekommen, um gesellschaftlich anerkannt zu werden. Ihnen wurde der Zugang zu Verhütungsmitteln, Sterilisation und Abtreibung erheblich erschwert. Bei Frauen* mit Beeinträchtigungen war dies jedoch genau umgekehrt. Behinderte wurden nicht als Frauen* mit sexuellen Bedürfnissen und Kontakten wahrgenommen. Für sie waren Schwangerschaft und Mutterschaft nicht vorgesehen, Sterilisationen waren verbreitet – auch ohne die Einwilligung der Betroffenen. Ein Wunsch nach einem Kind von einer behinderten Frau* wurde als absurd angesehen, und es gab die weit verbreitete Annahme, dass behinderte Mütter* ihre Kinder nicht versorgen

könnten. Behinderten Personen wurde eine Abtreibung häufig sogar nahegelegt statt enorm erschwert. Auch die ärztliche Befürchtung, die Kinder könnten ebenfalls behindert sein, spielte eine Rolle. Die Feminist*innen mit Behinderung lehnten die vorgeburtliche Suche nach Abweichungen und Behinderungen und die Abtreibung von als behindert diagnostizierten Föten explizit ab.

Behinderung wird trotz allem Reden von →„Inklusion“ vielfach immer noch mit Sorgen, Leid und Schmerzen verbunden - eine →ableistische und behindertenfeindliche Einstellung. Die gesellschaftliche Bereitstellung von Ressourcen für die gezielte pränatale Suche nach Abweichungen und Behinderungen (via Regelfinanzierung durch die Krankenkassen) zeigt, dass es weiterhin als normal und unproblematisch gilt, Behinderung um beinahe jeden Preis vermeiden zu wollen. Kinder mit Behinderung gelten als unzumutbare Mehrbelastung.

„Es war immer schon eine Grundmotivation feministischer Kritik, das Unerträgliche an anscheinend normalen Zuständen aufzudecken und diese damit veränderbar zu machen.“

Die geläufigen Vorstellungen von Behinderung und dem Leben von Menschen mit Behinderung beruhen auf einem medizinisch-individualistischen Modell von Behinderung. Demnach ist eine Behinderung ein körperliches oder geistiges Defizit, das es zu behandeln gilt um eine größtmögliche Normalität herzustellen. In dieser biologistischen Wahrnehmung ist eine Behinderung ein großes individuelles Unglück, das zu einem leidvollen Leben verdammt. Die angenommene Andersartigkeit macht Behinderte zudem zur Projektionsfläche für Ängste vor Schmerzen, Abhängigkeit, Immobilität und Verlust von Kontrolle. Statt sich klarzumachen, dass dies eine grundlegende menschliche Situation ist, die eben eintreten kann, verdrängen nicht behinderte Menschen die Bedrohung ihrer eigenen „Normalität“ durch Krankheiten und Unfälle und übertragen das Leiden auf die anderen. Das zentrale Selbstbild als autonomes, selbstbestimmtes Subjekt, das selbstdiszipliniert und -kontrolliert, frei und gesellschaftlich funktionstüchtig ist, lässt Verletzlichkeit, Schwäche und Kontrollverlust als bedrohlich erscheinen. Dieses gesellschaftlich dominante Bild

von Behinderung erschwert es, sich vorzustellen, dass ein Kind, käme es mit einer Behinderung zur Welt, ein ganz gutes Leben haben könnte. In den auf Mängel ausgerichteten Blick gerät nur, was es alles eventuell nicht können wird.

Den eigenen Bedürfnissen folgen zu können statt starren Moralvorstellungen, ist ein Fortschritt. Der hat aber seinen Preis: Allgemein verbreitet ist die Meinung, dass wer selbst entscheiden darf, auch allein dafür sorgen muss, dass die Entscheidung richtig ist. Wenn irgendetwas schief geht, ist man demnach selbst schuld. Es gilt, das Leben unter Kontrolle zu halten, sich vor Eventualitäten und Zufällen zu hüten. Das Versprechen von Freiheit enthält so auch die Pflicht, die richtige Entscheidung zu treffen und die Freiheit gut zu nutzen – damit ist in der Regel gemeint, so entschieden zu haben, dass andere die Entscheidung nachvollziehen können. Wenn nicht, gerät man schnell unter Verdacht, falsch entschieden und damit die Freiheit missbraucht zu haben. Dieses Freiheitsversprechen hat also seine Tücken. Das absolut autonome, unabhängige Subjekt gibt es nicht. Vielmehr macht das Streben danach die grundsätzlich menschliche Bedürftigkeit und Aufeinander-Angewiesenheit unsichtbar. Der Appell an das Subjekt, wahrhaft selbstbestimmt und sich selbst verwirklichend zu leben, ohne dabei die →patriarchalen und kapitalistischen Spielregeln infrage zu stellen, ist unmöglich zu erfüllen. Bedürfnisse sind immer abhängig von den kulturellen, historischen und ökonomischen Situationen, es gibt keine Möglichkeit, wahre Wünsche und authentische Bedürfnisse auszumachen.

Es ist daher prinzipiell feministisch und emanzipatorisch, die Konstruktion, wir alle könnten autonome Subjekte sein, die umsichtige und gute Entscheidungen treffen, zurückzuweisen. Es war immer schon eine Grundmotivation feministischer Kritik, das Unerträgliche an anscheinend normalen Zuständen aufzudecken und diese damit veränderbar zu machen.

Zum Weiterlesen:

Kirsten Achteik: Selbstbestimmte Norm. Feminismus, Pränataldiagnostik, Abtreibung. Berlin: VerbrecherVerlag, 2015.

Rebecca Maskos. Was heißt Ableism? Überlegungen zu Behinderung und bürgerlicher Gesellschaft. In: arranca! 43 (2010)

ak moB: Arbeitskreis mit ohne Behinderung – Eine Berliner Gruppe von Menschen mit und ohne Behinderung, die theoretisch und aktivistisch zur Dekonstruktion von Behinderung arbeitet: www.ak-mob.org

CIS MY ASS!

EAG zu Trans*feindlichkeit in feministischen Zusammenhängen

Trans*feindlichkeit ist in der Gesellschaft leider immer noch Alltag und reicht von Barrieren bei der Transition über geringere Chancen bei Wohnungs- und Jobsuche bis zu einem durch internalisierte Cisnormativität erschwerten Liebesleben. Um dem gesellschaftlichen Stigma zu entkommen, wird von Trans*personen verlangt zu „passen“, also den gesellschaftlichen Idealen von Männlichkeit oder Weiblichkeit zu entsprechen. Trans*sein ist also nur tolerierbar, wenn es niemand sieht. Trans*menschen, die aus den verschiedensten Gründen diese Anforderungen nicht erfüllen, können oder wollen, erfahren die Missbilligung der Gesellschaft in den unterschiedlichsten Formen. Von abwertenden Blicken, über das Aberkennen der Ge_schlechtsidentität¹, bis hin zu körperlicher Gewalt.

Wie gut, dass wir in einer linken Blase leben, in der es mittlerweile zum guten Ton gehört, in den Aufruf zur Demo zu schreiben, dass Trans*phobie nicht geduldet wird und dass trans*phobe Menschen auf

Allerdings: LGBTQs, Feminist*innen und Linksradikale können sich die Unterstützung von Trans*identitäten noch so groß auf die Fahne schreiben, die Umsetzung ist zumeist scheiße.

der Szeneparty nichts zu suchen haben. Denn leider beschränkt sich Trans*feind-

lichkeit nicht nur auf die cisheteronormative Gesellschaft, sondern existiert auch unter LGBTQs, in feministischen Zusammenhängen und nicht zuletzt natürlich auch in der linksradikalen Szene. Dabei ist es auch nicht nur der übermaskuline Szenemacher, der seinen Sexismus nicht reflektiert hat und sich an allem stört, was seinen binären Vorstellungen von Ge_schlecht nicht entspricht, der Diskriminierung ausübt. Bei einem erschreckend großen Teil der Szene scheint noch nicht angekommen zu sein, dass sex, gender und desire drei sozial konstruierte und völlig unabhängige Komponenten sind und dass demzufolge neben Cis-Mann und Cis-Frau noch eine Vielzahl an Ge_schlechtsidentitäten existieren. Dieses Phänomen lässt sich unter anderem beeindruckend im Internet beobachten, zum Beispiel auf Facebookseiten zu von Cis-Personen dominierten (vermeintlich) feministischen Events. Machen Trans*personen und/oder Genderqueers in diesem Rahmen auf Ausschlüsse oder weniger subtile Arten der Diskriminierung aufmerksam, findet sich ein Vielfaches an Cis-Personen, die die Identitäten und Anliegen der Betroffenen für lächerlich erklären und diese beleidigen sowie misogynern.

Aber auch diejenigen Szeneleute, die sich bemühen, dem Thema Trans* offen gegenüberzustehen, sind nicht frei von diskriminierendem Verhalten. Dies äußert sich häufig durch eklatantes Unwissen: Begriffe wie „transsexuell“, die von den meisten Trans*menschen abgelehnt wer-

den, sind immer noch nicht aus der Mode, Trans*personen werden in indiskretester Weise über ihre „Umwandlung“ (sic!) und ihre Ge_schlechtsorgane ausgefragt, oder Pronomen, die für das cisge_schlechtliche Ohr ungewöhnlich klingen, werden trotz Bitten nicht verwendet. Zudem wird die Repräsentation von Trans*menschen in den meisten Fällen nicht mitgedacht. In einer Szene, in der Trans*feindlichkeit ist, ist auch das häufig ein Ausschluss. Denn solange es nicht garantiert ist, dass trans*feindlichen Meinungen etwas Qualifiziertes entgegengesetzt werden kann, ist ein Raum für Trans*menschen nicht sicher.

Auch in feministischen Kreisen werden vor allem Trans*frauen aufgrund der Genitalien, die sie vermeintlich besitzen, misogynisiert und mit dieser Begründung ausgeschlossen. Diese sogenannten Terfs (trans* exclusionary radical feminists, auf deutsch: Trans*-ausschließende radikale Feministinnen) berufen sich auf eine binäre Biologie. Menschen mit einem Penis, die also bei der Geburt als männlich kategorisiert wurden, teilen angeblich nicht die negativen Erfahrungen einer weiblichen Sozialisation und können von daher auch keine Frauen sein. Soweit die Argumentation. Dass Biologie und Ge_schlechtsidentität nichts, aber auch gar nichts miteinander zu tun haben, bleibt außer Acht. Dass Trans*frauen selbst massiv unter dem Patriarchat und Sexismus leiden, ebenso.

Doch nicht immer sind Ausschlüsse gegenüber Trans*personen für wohlmeinende cis-Allies so offensichtlich. Daraus folgt, dass Trans*feindlichkeit häufig nicht als solche wahrgenommen wird und Trans*menschen, die diese ansprechen, häufig nicht ernst genommen oder verbal angegriffen werden. So ist es zum Beispiel in feministischen Kreisen seit jeher en vogue, feministische Forderungen mit Vulven- oder Uterussymbolen zu

Natürlich kann es schön und empowernd sein, Vulven in ihrer Vielfalt darzustellen und natürlich macht es Sinn über Uteri zu sprechen, wenn es um das Recht auf Abtreibung geht. Wird aber der Uterus oder die Vulva mit Frau-Sein gleichgesetzt, wird automatisch ein für Trans*menschen schmerzhafter Ausschluss produziert, denn: Nicht alle Frauen haben eine Vulva und nicht alle Menschen mit Vulva sind automatisch Frauen!

unterstreichen. Machen Trans*menschen darauf aufmerksam, dass diese Biologisierung von Ge_schlecht ausschließt, ergo trans*feindlich ist und schmerzhaft Dysphorie auslösen kann, ernten sie überwiegend Spott und werden als überempfindlich dargestellt. Dass die Darstellung von Vulven in bestimmten Kontexten für manche Menschen ein Trigger sein kann, wird selbst in feministischen Kreisen häufig ins Lächerliche gezogen. Aber mal ehrlich Leute: Diskriminiert zu werden ist kein Spaß, oder die gern zitierte „Keule“, die man für Aufmerksamkeit schwingt. In einer Welt, in der Trans*personen jeden Tag von unterschiedlichen Menschen ihre Identitäten abgesprochen werden, kann ein Vulvensymbol natürlich ein Trigger sein. Kostet es einen wirklich so viel, das Schild mit der Vulva auf der Demo zum Frauen*kampftag zuhause zu lassen? Gibt es nicht genügend andere Symbole und Sprüche, die man stattdessen verwenden kann? Muss man einen Penis und Testosteron mit sexueller Gewalt und Patriarchat gleichsetzen, nur weil ein Großteil der Vergewaltiger*innen cis-männlich ist? Was ist das für ein Feminismus, der die Lebensumstände und den Struggle eines großen Teils seiner Mitkämpfer*innen nicht anerkennt?

Cis-sein ist in dieser Gesellschaft, selbst in vermeintlich progressiven Räumen wie LGBTQ-Kontexten, feministischen Zusammenhängen und der linksradikalen Szene

noch immer ein Privileg. Damit geht es einher mit der Verantwortung, sich über seine eigene internalisierte Trans*feindlichkeit bewusst zu werden und zu reflektieren, mit welchen Verhaltensweisen und welcher Rhetorik man diese selbst reproduziert. Sich für die Repräsentation von Trans*personen in linken Räumen einzusetzen, diese sicher zu gestalten und trans*feindliche Menschen rauszuschmeißen, ist unabdingbar für eine solidarische linksradikale feministische Praxis.

¹ Wir verwenden diese abgewandelte Form des Wortes „Geschlecht“ um daran zu erinnern, dass es sich dabei um eine soziale Konstruktion handelt.

Zum Weiterlesen:

Zine der Transgenialen F_antifa Berlin: Mädchen? Junge? Pony?

Zine: meinnameinpronomen

MANN TUT WAS MANN KANN

Gedanken zu kritischer Männlichkeit

„in den Umkleideräumen herrscht das große gegeneinander so offen wie selten sonst. da werden männer erzogen, die schwule ticken und frauen vergewaltigen, da wird systematische glücksvernichtung betrieben. diese burschen übernehmen von ihren vätern doppeltes unglück: sie müssen männlich sein, um nichts zu verändern, und gleichzeitig so tun, als seien sie glücklich, fixiert auf den nächsten fick oder wuchs, ohne möglichkeit zur flucht“

– Ronald M. Schernikau, Kleinstadtnovelle (1980)

Unter linken Männern

In linken Zusammenhängen werden meist fleißig antisexistische und (pro-)feministische Standpunkte nach außen getragen. Hier scheinen Männer* zu wissen, welche Worte und Slogans sie verwenden müssen, um klar zumachen, dass sie die wichtigsten feministischen Diskurse verinnerlicht haben. Doch wie wenig davon tatsächlich verstanden wurde zeigt sich dann häufig in der politischen Zusammenarbeit. Männlichkeit und →patriarchale Strukturen treten in linken Kreisen zwar häufig weniger auf, das ändert aber nichts an ihrer Wirkmächtigkeit auf Menschen. Das was meist gern auf bürgerliche Kreise abgewälzt wird, reproduziert sich auch in den eigenen Zusammenhängen. Überraschen sollte das eigentlich wenig. Schließlich sind auch linke Männer* in der gleichen Gesellschaft sozialisiert wie alle anderen Menschen auch. Daran ändert auch die Aufzählung eigener →Privilegien erst einmal wenig. Menschen können →sexistisch handeln, ohne überzeugte Sexist*innen zu sein.

Deutlich machen sich die gegebenen patriarchalen Verhältnisse auch in der Arbeitsweise innerhalb linker Gruppen. Das Ausklammern von Alltag, Emotionen und Zwischenmenschlichem auf dem Plenum ist eines der Anzeichen für die Reproduktion von Männlichkeit. Hier zeigt sich der Glaube, dass die Vermittlung politischer Inhalte unabhängig von ihrer Form stattfindet und allein das Sprechen über Emanzipation den Versuch eines emanzipatorischen Umgangs untereinander überflüssig macht. Rededominanz auf Bündnistreffen und anderen Plena ist Ausdruck dessen. Genauso wie der Zwang zur Wiederholung anderer Aussagen, weil Mann* glaubt es besser ausdrücken zu können. Linke Männer* glauben meist, dass ohne sie nichts läuft. Das Vertrauen in Gruppenprozesse ist gering. Das ins eigene Selbst hingegen übersteigert.

Wichtiger als Reflektion und kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Arbeit scheint das Abarbeiten der Tagesordnungspunkte, das Organisieren der aktuellen Kampagne oder das Suchen nach dem neuen, schlagkräftigen Thema. Für längerfristige Prozesse bleibt da kaum

Platz. Die Auseinandersetzung mit Themen, die zunächst wenig "Output" liefern und wenig sichtbar sind, erscheint unproduktiv. Schnell ist da für den Feminismus und den Antisexismus eine eigene Arbeitsgruppe gefunden, so dass eine grundlegende, strukturelle Auseinandersetzung für die Gesamt-Gruppe nicht stattfinden muss. Es sind immer wieder Frauen*, die feministische Themen und Reflektionen ansprechen und einfordern müssen. In die inhaltliche Planung von Kampagnen fließen diese aber meist nur ein, wenn offensichtlich feministische Themen behandelt werden.

Auch →Mansplaining- also das Phänomen, dass Männer* meinen (in erster Linie) Frauen* Themen erklären zu müssen, in dem Glauben, selbst den tieferen Einblick zu haben - ist keine Seltenheit in linken Zusammenhängen. Das wird auf die Spitze der Absurdität getrieben, wenn Männer* Frauen* ungefragt feministische Theorien und Inhalte erklären. Dabei werden zum einen →Empowerment und Selbstbestimmung aktiv unterdrückt, zum anderen wird klar, wie sehr →Cis-Männer →FLTIQ*-Menschen unter- und sich selbst überschätzen.

Dazu kommt, dass Männer* in linken Gruppen und Zusammenhängen häufig andere Aufgaben übernehmen als Frauen*. Ein Phänomen, das sich im Sportgruppen-Habitus ebenso zeigt, wie in der theoretischen Aufschneiderei mit all ihrem Name-Dropping und der Gegenüberstellung von Emotionalität und Rationalität, wobei letzteres als Ideal fungiert. Meist sind es Männer*, die als Gesichter einer Gruppe wahrgenommen werden, wenn sie häufiger zu Bündnistreffen gehen oder stärker bei Szeneevents in Erscheinung treten. Für die Frauen* bleibt dann die Arbeit im Hintergrund, unsichtbare Orga-Aufgaben, das Schreiben von Protokollen, Vorbereiten der Küfa, Transpis malen, Veranstaltungsräume putzen, Konflikte in der Gruppe schlichten. Auch wenn all diese Aufgaben unabdingbar für die politische Arbeit sind, gilt oft das männliche Verhalten als allgemeines Ideal. Männer* sagen Frauen*, sie sollen sich eben auch mal trauen, auf Demos in die erste Reihe zu gehen, auf dem Lauti zu sprechen oder sich auf der Podiumsdiskussion zu Wort zu melden. Bei Konflikten sollen sie eben nicht so nachtragend sein, dann klären sich diese schon von alleine.

Auch in vielen anderen Situationen zeigt sich die mangelnde Verinnerlichung profeministischer Standpunkte. Dabei wird klar, dass die augenscheinliche Reflektion oft nicht mehr als ein Lippenbekenntnis ist, das viel zu selten handlungsleitend wird. Wenn Männer* unter Männern* sind wird das besonders deutlich.

Auch oberkörperfreies Auftreten in der

Linke Männer* erfahren auch in linken Räumen oft unkritische Solidarität oder Zustimmung anderer Männer*, denen das Gemackere entweder nicht auffällt oder die es sogar sympathisch, witzig oder intelligent finden.

Öffentlichkeit oder auf Festivals wird von Cis-Männern oft damit legitimiert, dass andere dies ja auch tun könnten. Sich um sexualisierte Gewalt oder diskriminierende Übergriffe keine Gedanken machen zu müssen, ist hier ein Zeichen für cis-männliche Privilegien.

Linkssein schützt auch nicht vor →heteronormativen Sexualitätsansprüchen. Der Umgang mit Frauen* auf Partys und in Beziehungen verrät, dass diese auch in den Köpfen vieler linker Männer* sowohl

Das Konzept „Hegemoniale Männlichkeit“:

Viele der hier beschriebenen Verhaltensweisen lassen sich mit dem Konzept der „Hegemonialen Männlichkeit“ erklären. Hierbei geht es nicht um eine biologische Festschreibung von Geschlecht, sondern darum, dass Geschlecht durch soziale Handlungen hergestellt wird. Die Soziologin Raewyn Connell beschreibt hegemoniale Männlichkeit als jene Männlichkeit, die sich durch einen Zugang zu Macht innerhalb patriarchaler Strukturen auszeichnet – gewissermaßen das „Idealbild des Mannes“. Es ist eine bestimmte Vorstellung von Männlichkeit, die als eine Art Vorbild bei der Entwicklung männlicher Ideale dient. Nur wenige Männer* haben Zugang zu dieser Macht, aber Männer* als Gruppe profitieren von der Aufrechterhaltung dieser Vorstellung. Connell nennt dies komplizenhafte Männlichkeit. Dies bedeutet, dass Männer* von der Vormachtstellung von Männlichkeit im Patriarchat profitieren. Ausgehend von diesen Idealen entsteht eine bestimmte Handlungspraxis, die sich im sozialen Miteinander widerspiegelt. Dadurch wird, laut Connell, das Patriarchat überhaupt erst begründet und aufrecht erhalten. Dass es hier Brüche gibt, zeigt sich bei Männern*, die diesem Ideal aufgrund anderer Machtverhältnisse, z.B. →Weißsein oder Cis-Männlichkeit und Heteronormativität, nicht entsprechen. →Schwarze oder migrantische Männer* in weißen Gesellschaften, Trans*männer, schwule/queere Männer* oder Männer* mit geringem sozialen Status sind aufgrund dessen von Diskriminierung betroffen. Diese marginalisierten Männlichkeiten sind als Gegenbild im Verhältnis zu hegemonialer Männlichkeit zu sehen. In der Konkurrenz zwischen Männern* haben sie eine weniger machtvolle Position.

optisch als auch rollenbildlich heteronormativen Ansprüchen genügen sollen. Auch hier kann verbale Übergriffigkeit als „Kompliment“ verklärt und relativiert werden. Dass sich linke Hetero-Männer* gegen Homo- und →Transfeindlichkeit aussprechen, heißt ebenfalls nicht, dass sie sich ernsthaft entsprechend verhalten. Dumme Witze und ein oftmals peinlich verkrampfter Umgang mit schwulen, →queeren und/oder Trans*männern offenbaren das.

Nun gibt es aber auch jene Männer*, die all das zu erkennen glauben und gern kritisieren. Z.B. vor Frauen*, denen sie erklären, wie sich Männer* so verhalten. Der damit verbundene Versuch der Abgrenzung scheint absurd, machen die Redner dabei schließlich selbst wenig anders. Viel zu gut kann Mann* sich damit in den Mittelpunkt rücken und zwar als „besserer Mann“. Scheinbar reicht das Verständnis nicht so weit, zu begreifen, dass es genau darum nicht geht. Vielmehr sollte das Aufdecken der eigenen Widersprüche zentral werden. Es gilt zu erkennen, dass die gänzliche Befreiung von Widersprüchen unter den gegebenen Umständen nicht möglich ist. Gleichzeitig kann männliches Fehlverhalten damit nicht gerechtfertigt oder die Reflektion über das eigene Handeln zurückgestellt werden. Das bedeutet auch immer kritisch gegenüber der eigenen Sichtweise zu sein. Bei Cis-Männern ist und bleibt dies eine männliche.

Kritische Männlichkeit als Lösung?

Was bedeutet nun eigentlich kritische Männlichkeit? Patriarchale Männlichkeit kann nicht zu einer Veränderung der Geschlechterverhältnisse und auch nicht zu einer befreiten Gesellschaft führen. Männlichkeit muss sich also verändern. Dies ist möglich, da sie sozial konstruiert ist und sich in unserem Alltag und durch uns selbst hindurch ständig reproduziert. Geschlechterverhältnisse und Männlichkeit in den eigenen Beziehungen, politischen Zusammenhängen usw. müssen also reflektiert und verändert werden, ansonsten bleibt der ständige Ruf nach Feminismus und Antisexismus ein bloßes Lippenbekenntnis.

„Männliche Ideale“ wie Konkurrenz, ver-

Von einer tatsächlichen emanzipatorischen Veränderung von Geschlechterverhältnissen sind die meisten Männer* leider weit entfernt. Dabei braucht es eine Auseinandersetzung mit Männlichkeit, die über gegenderte Redner*innenlisten hinausgeht.

meintliche Rationalität und Leistungsdrang zeigen auf, dass es etwas mit dem Patriarchat zu tun hat, wenn Gespräche über Alltag und Emotionen in politischen Gruppen keinen Platz mehr finden. Wenn der Wunsch nach feministischen Argumenten und Praxen mit einem vermeintlichen Sachzwang (die Produktion eines möglichst großen Outputs usw.) weggewischt

werden, ist das kein akzeptabler Zustand. Männer* können sich auch anders zeigen, als nur stark, rational und dominant. Auch bei Männern* muss es Platz geben für Verunsicherung, für Zweifel und eigene Widersprüche. Auch Männer können schwach, divers und offen sein. Sie können nachfragen, selber Fragen stellen und eingestehen, wenn sie etwas noch nicht völlig verstanden haben, anstelle direkt mit dem nächsten Adorno-Zitat jegliche potentiellen Zweifel aus dem Weg zu räumen (und damit ihr Verständnis von Adorno selbst ad absurdum zu führen).

Das Private ist und bleibt politisch! Selbstreflexion ist fundamentaler Bestandteil

feministischer und jedweder politischen Arbeit. Antisexismus benötigt eine Auseinandersetzung mit sexistischen Strukturen, aber eben auch mit dem eigenen Denken, dem eigenen Sein und dem eigenen Handeln. Es geht um die Verbindung von theoretischer Analyse und individuellem Handeln. Dies macht das eigene Subjekt zum Bestandteil der politischen Reflektion. Doch die Veränderung kann und sollte nicht nur jede*r mit sich allein ausmachen, sie kann und muss in linken Zusammenhängen kollektiv erstritten werden.

Es braucht also neue Formen der Auseinandersetzung! Denn sollte das Ziel nicht eine Form der Organisation sein, die die eigenen Unsicherheiten, Ängste und Ohnmachtserfahrungen ernst nimmt und bekämpft? Eine Organisation, in der Unsicherheiten und Zweifel reflektiert, theoretisch begriffen und damit entindividuali-

sert werden können? Eine Organisation, die sich solidarisch zeigt und Konkurrenz abbaut? Eine Organisation, in der antisexistische und männlichkeitskritische Praxis gelebt wird?

Wie sonst sollte eine Veränderung in der Praxis möglich sein? Erst die Einbeziehung des Alltags und der Angriff auf die Trennung von Privat und Politisch ermöglicht eine emanzipatorische, linksradikale Politik.



Zum Weiterlesen:

Raewyn Connell: Der gemachte Mann. Konstruktionen und Krise von Männlichkeiten.

Nadia Shehadeh: Feministische Männer oder: Eine Verheißung, die keine ist. analyse & kritik - zeitung für linke Debatte und Praxis /Nr. 613 / 16.2.2016 (www.akweb.de/ak_s/ak613/18.htm)

Herausgeber_innenkollektiv: Fantifa. Feministische Perspektiven antifaschistischer Politik. editionassemblage 2013.

www.beyondmasculinity.com
www.magazin.umsganze.org/wp-content/uploads/1.pdf



Die rassistische Vereinnahmung von Frauenrechten durch Konservative, RechtspopulistInnen und Neonazis.

Dies ist eine gekürzte und bearbeitete Fassung des Aufrufs der Kampagne feminism unlimited.

„Köln“. Der Begriff ist heute ein Symbol. Ein Symbol für vermeintlich →Schwarze männliche* Täter* und ebenso vermeintlich →weiße weibliche* Opfer. Ein Symbol dafür, wie feministische Forderungen nach der öffentlichen Problematisierung sexualisierter Gewalt reaktionär vereinnahmt werden – wenn, und nur wenn, die Täter* vermeintlich „die Anderen“ sind.

„Köln“steht aber auch für die Forderung nach #ausnahmslos(er) Aufklärung; für die Demonstration, dass unser Feminismus nur antirassistisch sein kann und für die vielfach formulierte Gewissheit, dass sexualisierte Gewalt in Deutschland ein deutsches Problem ist.

„Köln“ – Was ist da passiert?

In der Silvesternacht 2015/16 kam es auf der Kölner Domplatte wie auch in zahlreichen anderen deutschen Städten zu einer Vielzahl von Fällen sexualisierter Gewalt. Diese Übergriffe sind aufs Schärfste zu verurteilen und sie bedürfen vor allem einem: Aufklärung. Gleichzeitig aber stehen

sie in bester deutscher Tradition: Laut einer vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend herausgegebenen repräsentativen Untersuchung wird jede 7. Frau* in Deutschland Opfer einer (versuchten) Vergewaltigung und laut einer Umfrage der Europäischen Kommission halten 27 Prozent der deutschen Befragten eine Vergewaltigung unter bestimmten Umständen für gerechtfertigt. Die Statistiken zeigen, dass Gewalt gegen Frauen* ein gesamtgesellschaftliches Problem ist und nichts mit der Herkunft der Täter* zu tun hat.

Das Problem liegt also in der Gesamtgesellschaft. Die öffentlichen Reaktionen auf „Köln“ aber zeichneten ein ganz anderes Bild. So wurde die Berichterstattung zahlreicher Medien zum Schulbuchbeispiel kolonialer Erklärungsmuster: Schwarze, „fremde“, männliche* Täter* – weiße, „deutsche“ weibliche* Opfer. Eine aktuelle Studie der der Böll-Stiftung zeigt: Lange bevor eingehende Aufklärungsarbeit über Tathergang und Täter* geleistet worden ist, sprachen Morgenmagazin, Tagesschau und Heute Nachrichten von „Flüchtlingen“, „Ausländern“ oder „Migranten“ als vermeintlich einheitliche Tätergruppe. Die Betroffenen der Übergriffe selbst kamen dabei kaum zu Wort. In weniger als 10 Pro-

zent der Beiträge wurde ihre Perspektive thematisiert.

Die vorherrschende Annahme nach „Köln“ war: Sexualisierte Gewalt? Die gehört nicht zur „deutschen Leitkultur“. Sexualisierte Gewalt kommt von außen. Nur aus dieser Perspektive lässt sich erklären, warum die Bundesregierung als erste Reaktion auf „Köln“ nicht etwa eine breite Debatte um sexuelle und körperliche Selbstbestimmung, Aufklärung über grenzüberschreitendes Verhalten oder ähnliches angestoßen hat, sondern zunächst einmal das Asylpaket II beschleunigte und verschärfte – im Sinne des alten NPD-Slogans „Kriminelle Ausländer raus“. So können nun Asylsuchende bereits bei einer Verurteilung zu einer Freiheitsstrafe von bis zu einem Jahr von Asyl- und Flüchtlingsschutz ausgeschlossen und leichter abgeschoben werden. Außerdem einigte sich die schwarz, rot, grüne Koalition darauf, Tunesien, Marokko und Algerien – Länder, in denen nach wie vor z.T. bürgerkriegsähnliche Zustände vorherrschen – zu sogenannten „sicheren Herkunftsländern“ zu erklären. Erst sechs Monate später, am 7. Juli 2016, wurde schließlich der langeüberfällige Grundsatz „Nein heißt Nein“ im Sexualstrafrecht verankert. Doch selbst diese Errungenschaft ging ein-

her mit der rassistischen Ungleichbehandlung von Tätern* mit und ohne deutschem Pass. So erleichtert eine Verurteilung nach § 177 StGB die Abschiebung einer Person ohne deutsche Staatsangehörigkeit. Wenn aber Aufenthaltsrechte häufig an einzelne Familienmitglieder geknüpft sind und sexualisierte Gewalt zumeist innerhalb der Familie geschieht – wie wahrscheinlich ist es dann, dass eine betroffene Person ohne deutschen Pass ein übergriffiges Familienmitglied anzeigt?

Im Kontext eines derartig rassistischen Umgangs mit „Köln“ seitens Medien und Regierung wundert die massenhafte Vereinnahmung der Geschehnisse durch Konservative, RechtspopulistInnen und Neonazis wenig. So schrieben sich auf einmal Personen wie Horst Seehofer und Erika Steinbach, die 1997 noch gegen die Strafbarkeit von Vergewaltigung in der Ehe stimmten, die Verteidigung der weiblichen sexuellen Selbstbestimmung auf die Fahnen. Die ehemalige Familienministerin Kristina Schröder (Autorin des Buches „Danke, emanzipiert sind wir selber“) sprach von den „gewaltverherrlichenden Männlichkeitsnormen der muslimischen Kultur“ und AfD, NPD und Pegida, aus deren Reihen immer wieder Vergewaltigungsandrohnungen gegen Feminist*innen zu hören sind, forderten fortan „Schützt unsere Frauen!“. Konservative, RechtspopulistInnen und Neonazis geben sich plötzlich als VerfechterInnen der Frauenrechte, jedoch nur, um diese für ihre rassistische Hetze zu instrumentalisieren.

Trotz positiver Reaktionen, wie der Initiative #ausnahmslos „Gegen sexualisierte Gewalt und Rassismus. Immer. Überall.“ und den Demos zum Frauen*kampftag, auf denen für einen antirassistischen, grenzenlosen Feminismus auf die Straße gegangen wurde, müssen wir feststellen, dass der gesamtgesellschaftliche Umgang mit „Köln“ von rassistischen, reaktionären und vereinnahmenden Positionen dominiert wurde. Woher kommt nun die Zustimmung zu diesen Positionen? Woran knüpfen sie an? Welchen Nerv treffen sie? Und vor allem: Was ist unsere Antwort darauf?

Wie konnte die Debatte so abdriften?

„Köln“ hat viele Gründe – und „Köln“ ist kein Einzelfall. Vielmehr zeigt uns die Debatte um die Ereignisse in Köln, wo unsere Gesellschaft heute steht.

Der neoliberale Nährboden

Seit den 1970er Jahren halten neoliberale Reformen Einzug in Deutschland. Und mit ihnen, im Zuge des Abbaus sozialstaatlicher Sicherungen, sinkender Reallöhne und befristeter Lohnarbeitsverhältnisse, ein Gefühl der Unsicherheit in der Bevölkerung. Ein Gefühl, das aber durch die Zählung der Gewerkschaften und sich ausdifferenzierender Lohnarbeitsverhältnissen nicht direkt auf seine materielle Basis – die Klassenfrage – zurückgeführt wird.

Die Neue Rechte

Für die seit langem agierende Neue Rechte, die nun in der AfD ihren parlamentarischen Arm gefunden hat, bietet dieses Gefühl der Unsicherheit einen willkommenen Anknüpfungspunkt. Sie wendet es identitätspolitisch: Nicht Agenda 2010 oder Hartz IV seien Schuld an der Misere, sondern der vermeintliche Verlust von Tradition und Identität!

Und so wettet die AfD seit ihrer Gründung gegen gleichstellungspolitische Maßnahmen, gegen das Recht auf Abtreibung, gegen Aufklärung über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt an Schulen und gegen die Ehe für alle – denn all diese Maßnahmen zerstören ihrer Meinung nach die (heterosexuelle Klein-)Familie als „Keimzelle der Gesellschaft“.

Unter vermeintlichen „Feminist*innen“

Auch Frauen* wie Alice Schwarzer, die sich Emanzipation und Gleichstellung auf die Fahnen schreiben, geben gleichzeitig ein Musterbeispiel weißer Überlegenheitsphantasien ab. In kolonialer Manier betreiben sie weiße Komplizinnenschaft mit den herrschenden rassistischen Verhältnissen, erklären den Schwarzen „fremden“ Mann* zum Täter* und entledigen damit weiße „deutsche“ Männer* jeglichen Verdachtes. Zugleich sprechen sie nicht-weißen, vor allem muslimischen Frauen* ihre Eigenständigkeit und Handlungsfähigkeit ab – und degradieren sie so selbst zum unfähigen Objekt männlichen* Handelns.

Das Phänomen „Postfeminismus“

Darüber hinaus beobachten wir ein weiteres irritierendes und problematisches Phänomen der letzten Jahre: den sogenannten „Postfeminismus“. „PostfeministInnen“

halten den Prozess der Emanzipation für abgeschlossen. Manche sprechen sogar von unrechtmäßiger Übervorteilung von Frauen*, da mit der (theoretischen) rechtlichen Gleichstellung der (→cis-)Geschlechter alle Menschen gleich an Chancen und Möglichkeiten seien. Einschränkungen dieser Gleichstellung durch Heterosexismus, Trans*feindlichkeit, Klassismus, Ableismus, Rassismus und Antisemitismus blenden sie dabei aus. Und so erklären diese mehrheitlich weißen cis-Frauen aus der Mittel- und Oberschicht allen anderen Frauen*, dass sie eben die Bluse zuzumachen sollen, wenn sie ernst genommen werden wollen. Sie folgen dem neoliberalen Mantra „Erfolg = erbrachte Leistung“ und propagieren, Frauen* müssten sich nur mehr anstrengen. Dabei geben sie der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft ein Gefühl von Überlegenheit gegenüber den vermeintlich „rückständigen“ Gesellschaften des globalen Südens.

„Köln“ - Was hat sich (nicht) verändert?

Seit „Köln“ ist nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa einiges geschehen – vieles davon ist besorgniserregend:

- Im Namen des vermeintlich besseren Schutzes vor sexualisierter Gewalt wird das Aufenthaltsrecht verschärft, Abschiebungen werden erleichtert.
- Gina-Lisa Lohfink, eine Frau*, die zwei Männer* wegen Vergewaltigung anzeigt, wird schlussendlich nach einem monatelangen Spießrutenlauf vor Gericht und in den Medien selbst für diese Anzeige bestraft.
- Die rechtsradikale PiS-Regierung in Polen versucht, das ohnehin schon restriktivste Abtreibungsgesetz innerhalb der Europäischen Union noch weiter zu verschärfen. Nur durch massenhafte Proteste wird dieses Vorhaben verhindert.
- Burkinis werden an französischen Badestränden verboten und Polizist*innen zwingen muslimische Frauen* öffentlich dazu, sich zu entkleiden.
- Konservative und rechtsradikale JournalistInnen und PolitikerInnen versuchen erneut, den Mord an einer Freiburger Studentin rassistisch zu instrumentalisieren, –weil er von einer Person begangen wurde, die in Deutschland einen Asylantrag gestellt hat.
- Anfang Februar 2017 wird ein Abtreibungsgegner als Chef der Gynäkologie in einer Klinik in Niedersachsen ernannt. Erst

nach Protesten zieht der Klinikbetreiber die Entscheidung zurück.

- In vielen katholisch geprägten Landkreisen müssen Schwangere Menschen bis zu 100km zurücklegen, um eine Abtreibung vornehmen zu können, da viele Kliniken den Eingriff nicht durchführen.

Gleichzeitig gab es aber auch antirassistische und feministische Gegenoffensiven, wie die Initiative #ausnahmslos, oder Demonstrationen unter dem Motto „Unser

Feminismus bleibt antirassistisch“. Der Fall Gina Lisa Lohfink wurde von zahlreichen feministischen Aktivist*innen öffentlich begleitet und skandalisiert. In Argentinien gingen nach dem Mord an einer Frau* aufgrund ihres Geschlechtes zehntausende auf die Straßen und auch in Deutschland verzeichnen wir ein generell gestiegenes Bewusstsein für die Notwendigkeit feministisch-antirassistischer Kämpfe.

Lasst uns dieses Potenzial jetzt nutzen!

„Feminism unlimited ist unsere Antwort auf rassistische Vereinnahmung und antifeministische Hetze. Gemeinsam wollen wir auf der Plattform feminism unlimited feministische und antirassistische Inhalte öffentlich sichtbar machen – auch als Strategie gegen die Neue Rechte. Es ist uns wichtig Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen – für uns und für die, die sich in der aktuellen Situation fragen, was sie denn überhaupt tun können. Und wir laden dazu ein, euch mit all euren Ideen zu beteiligen!“

Zum Weiterlesen:

Ein feministisch-antifaschistischer Arbeitskreis aus Berlin: Feministische Intervention von rechts?
In: Antifa-Infoblatt 110 (2016)
www.antifainfoblatt.de/artikel/feministische-intervention-von-rechts

www.feminism-unlimited.org



#2

ORGANIZE & RIOT



INTERVIEW

Bündnis „What the Fuck?!“

„YOUR BODY, YOUR CHOICE - RAISE YOUR VOICE!“

Seit einigen Jahren organisieren christliche FundamentalistInnen und ihre SympathisantInnen in Berlin einen „Schweigemarsch“. Dieser sogenannte „Marsch für das Leben“, der bereits seit 2002 in Berlin stattfindet, ist einer der wichtigsten öffentlichen Auftritte der selbsternannten „Lebensschützer“, bei dem sie sich für ein generelles Verbot von Schwangerschaftsabbrüchen einsetzen sowie ein christlich-fundamentalistisches Weltbild zelebrieren. Das „What the Fuck?!“-Bündnis mobilisiert gegen diesen Marsch. Wir sprachen mit Sarah und Lucy über die Arbeit des Bündnisses.

ASISM (A): Was hat es mit diesem „Marsch für das Leben“ auf sich?

Sarah: Das ist ein weltweites Phänomen. Christliche FundamentalistInnen und AbtreibungsgegnerInnen versammeln sich in verschiedenen Städten, um u.a. gegen Abtreibung zu demonstrieren. Oft handelt es sich um Schweigemärsche, bei denen die Teilnehmenden um abgetriebene Embryonen trauern, die sie als getötete Kinder verklären.

Lucy: So auch bei dem „Marsch für das Leben“ in Berlin. Hier lädt der Bundesverband Lebensrecht (BVL) ein. Unter den TeilnehmerInnen befinden sich PolitikerInnen der CDU/CSU und AfD, VerschwörungstheoretikerInnen, „Lebensschützer“ und AkteurInnen der Neuen und extremen Rechten. 2016 folgten dem Aufruf des BVL ca. 5000 Menschen.

A: Ihr sprecht von „Lebensschützern“. Das klingt doch erst mal positiv. Wo liegt das Problem?

Lucy: „Lebensschützer“ ist eine Selbstbezeichnung derjenigen, die gegen Abtreibungen protestieren und gegen die sexuelle und körperliche Selbstbestimmung auf die Straße gehen. „Lebensschützer“ behaupten, dass jede Abtreibung eine Tötung menschlichen Lebens darstelle, da menschliches Leben mit der Befruchtung beginne, die eine göttliche Fügung sei, der

sich die schwangere Person nicht entgegenstellen dürfe. Dem Recht auf Selbstbestimmung der schwangeren Person setzen sie also das „Lebensrecht des Kindes“ entgegen.

Dies ist allerdings verkürzt gedacht, denn ein Abtreibungsverbot kann Leben kosten! In den Ländern, in denen Schwangerschaftsabbrüche kriminalisiert sind bzw. der Zugang zu legalen Abtreibungen massiv erschwert wird, nehmen schwangere Personen Abbrüche meist illegal vor. Dies bedeutet, dass die Abbrüche oft sehr teuer sind und unter schlechten medizinischen und hygienischen Umständen durchgeführt werden, oft durch Laien. Auch notwendige Nachbehandlungen im Fall von Komplikationen werden erschwert, da die betroffenen Personen mit einer Strafverfolgung zu rechnen haben. Dies birgt ein hohes gesundheitliches Risiko für die schwangeren Personen und kann sogar zum Tod führen. Nach Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation sterben weltweit jährlich etwa 47.000 Menschen bei illegalisierten Schwangerschaftsabbrüchen (Angaben von 2008).

Sarah: Wir sind nicht glücklich mit der Bezeichnung „Lebensschützer“. Und sprechen daher oft auch von christlichen FundamentalistInnen bzw. Fundis und ihren UnterstützerInnen/SympathisantInnen.

A: Was kann eine „wörtliche Auslegung“ der Bibel noch bedeuten?

Lucy: Die „Lebensschützer“ leiten aus der Bibel ihr gesamtes Weltbild ab. Ein zentrales Motiv ihrer Ideologie ist dadurch auch die heterosexuelle Familie als Kern der Gesellschaft. Grundlage dieses Familienbildes ist die Annahme von zwei „von Natur aus“ unterschiedlichen Geschlechtern mit klar verteilten Rollen in der Familie. Daher warnen die „Lebensschützer“ vor der Auflösung traditioneller Rollenbilder und der Infragestellung dieser Zweigeschlechtlichkeit durch „Gender-Ideologie“ oder „Genderismus“, die sie als gesellschaftliche Bedrohung konstruieren. Unter anderem mit diesen verschwörungstheoretischen Annahmen gegen emanzipatorische Ideen von Gender und Geschlecht bilden sie eine Front mit anderen antifeministischen gesellschaftlichen Kräften, die vom rechten Flügel der CDU/CSU, über die AfD, bis hin zur extremen Rechten reichen.

A: Wieso ruft ihr zu Protesten gegen den „Marsch für das Leben“ auf?

Sarah: Die Fundis auf dem „Marsch für das Leben“ sind keine vereinzelt SpinnerInnen, sondern gut vernetzt mit politischen und gesellschaftlichen Einflussmöglichkeiten. Ihre autoritären Vorstellungen und ihr Antifeminismus ermöglichen es ihnen, inhaltlich an konservative, reaktionäre,

rechte und faschistische Kräfte anzuschließen – und politische Bündnisse einzugehen.

Lucy: Die Entwicklungen in anderen Ländern wie Spanien, Polen und den USA zeigen, dass die Forderung nach einem einfachen und legalen Zugang zu Abtreibungen keineswegs gesellschaftlicher Konsens, sondern hart umkämpft ist.

Der „Marsch für das Leben“ in Berlin dient den „Lebensschützern“ zudem als mobilisierendes Event. Sie nutzen die dort entstandenen Bilder für ihre Öffentlichkeitsarbeit, werben mit den zahlreichen Grußworten von PolitikerInnen und kirchlichen AkteurInnen und schaffen es, sich in der bürgerlichen Presse als friedliche, lebensbejahende Menschen zu inszenieren. Das dem nicht so ist und sie feindlich gegenüber Queers, Frauen, Feminist*innen, Migrant*innen, Geflüchteten und Linken auftreten, machen wir mit unserem Protest sichtbar.

A: Sind eure Proteste erfolgreich?

Sarah: Ja. In den letzten zwei Jahren konnten wir den Marsch teilweise blockieren und verkürzen. Und bei unserer queerfeministischen Demonstration wenige Stunden vor dem „Marsch“ waren wir 2016 mehr als 3000 Menschen auf der Straße. Dazu kommt es zu vielen kreativen Störaktionen am Rande des Marsches und während der Auftakt- und Abschlusskundgebung. Die Stärke dieser Proteste nahm in den letzten Jahren kontinuierlich zu. Mit unserer zunehmenden Stärke zogen auch die polizeilichen und staatlichen Versuche an, die Proteste zu kriminalisieren. Davon lassen wir uns aber nicht bremsen.

Lucy: Neben den konkreten Gegenaktionen am Tag selbst finden auch in den Wochen davor verschiedenste Info- und Mobivervanstaltungen statt. Diese wurden veranstaltet vom Bündnis WHAT THE FUCK!?, das Bündnis für sexuelle Selbstbestimmung und solidarische Aktivist*innen. Den dabei entstandenen Austausch zwischen Feminist*innen, auch verschiedener Städte, empfinden wir als bereichernden und empowernden Bestandteil. Die Gegenproteste bieten auch uns Anlass zur Vernetzung und Diskussion feministischer Praxis.

A: Ihr bezeichnet euch als „queer-feministisches“ Bündnis. Was heißt das?

Sarah: Die Teilnehmenden des „Marsches“ werben für die patriarchal-bürgerliche Kleinfamilie und lehnen Trans*identitäten, Inter*geschlechtlichkeit und Homosexualität ab.

Ihre Forderungen und Vorstellungen stellen einen direkten Angriff auf queere und alternative Lebens- und Liebesweisen dar. Mit der Bezeichnung als „queeres“ Bündnis wollen wir diesen Aspekt der Kritik an christlich-fundamentalistischen Äußerungen explizit sichtbar machen.

Lucy: Auch ist es uns ein Anliegen, queere Perspektiven in feministische Kämpfe einzubringen. Zum Beispiel: Nicht nur „Frauen“ können schwanger werden und nicht alle Frauen haben eine Vulva. Transfeindlichkeit und Transmisogynie treten auch unter Feminist*innen auf, darauf wollen wir aufmerksam machen.

A: Wir haben jetzt viel darüber gesprochen, gegen was ihr protestiert. Für was kämpft ihr?

Lucy: Wir kämpfen für eine Gesellschaft jenseits von Kapitalismus und Patriarchat, in der all diese religiösen Moralvorstellungen, gesellschaftlichen Normierungen und staatlichen Zugriffe, die über das Leben und den Körper von Menschen bestimmen, keinen Platz haben.

Sarah: Schwangere Menschen sollen auf Grund eines Schwangerschaftsabbruches weder gesundheitliche noch rechtliche oder wirtschaftliche Nachteile in Kaufnehmen müssen. Die Entscheidung für oder gegen eine Schwangerschaft soll ohne Eingriff oder Belehrungen des Staates und ohne Angst vor moralischer Verurteilung möglich sein. Dazu gehört auch der freie Zugang zu Verhütungsmitteln, ob Kondomen oder der Pille danach. Von daher sprechen wir uns für ein unbegrenztes Recht auf Abtreibung aus.

A: Allerdings wird diese Forderung von Personen der Behinderten- und Krüppelbewegung immer wieder kritisiert. Da ein unbegrenztes Recht auf Abtreibung dazu führen kann, dass vermehrt Embryonen und Föten mit vermeintlichen Behinderungen abgetrieben werden. Wie reagiert ihr auf diese Kritik?

Lucy: Diese Kritik finden wir gut und wichtig. Und wir greifen die Forderung von Aktivist*innen der Behindertenbewegung auf, das pränataldiagnostische Untersuchungsmethoden, die zur Selektion von Föten genutzt werden, abzulehnen sind. Es kann zwischen selektiver und nicht-selektiver Pränataldiagnostik unterschieden werden. Nicht-selektive Untersuchungen untersuchen z.B. den Gesundheitszustand der schwangeren Person oder des Fötus und achten dabei auf Auffälligkeiten, die

eine vorgeburtliche Behandlung eventuell notwendig machen. Dagegen prüfen selektive Untersuchungen den Fötus auf körperliche oder genetische Abweichungen von der „Norm“.

Wenn beim Fötus Abweichungen von der medizinischen Norm diagnostiziert werden, kommt es oft zum Schwangerschaftsabbruch. Der Abbruch kann dann bis kurz vor der Geburt auf Grundlage der sogenannten medizinischen Indikation erfolgen. Dabei wird mit der Gefährdung der psychischen Gesundheit der schwangeren Person argumentiert, die aufgrund der Beeinträchtigungen des Fötus entstehen. Diese selektiven pränataldiagnostischen Untersuchungen sind behindertenfeindliche Praktiken und setzen schwangere Personen unter Druck, dass diese sich um die Qualität und Gesundheit ihres Nachwuchses zu kümmern haben. Ein Recht auf Nichtwissen für Schwangere gibt es de facto nicht, vorgeburtliche Untersuchungen sind zur Normalität geworden.

Sarah: Wir sprechen uns gegen Pränataldiagnostik zum Zwecke einer Selektion aus und fordern stattdessen eine flächendeckende Unterstützung für Menschen mit Behinderung, ihre Eltern und das soziale Umfeld. Wir wollen eine inklusive Gesellschaft, in der eine Behinderung nicht als ein Problem oder Mangel dargestellt und auch nicht als medizinisches Argument für Schwangerschaftsabbrüche angebracht wird. Kein Mensch soll sich aus kapitalistischer Verwertungslogik heraus verpflichtet fühlen abzutreiben, weil eine Behinderung des späteren Kindes wahrscheinlich erscheint.

A: Und wie weiter?

Lucy: Die nächsten „Märsche“ stehen bereits vor der Tür: Im März rotten sich christliche Fundis in Münster zusammen, im Juni dann in Annaberg-Buchholz und im September schließlich in Berlin. Wir solidarisieren uns mit den Gegenprotesten. Angesichts unterschwelliger bis offener Faschisierung gilt es weiter gegen den rechten Rollback anzugehen und unsere feministischen Kämpfe über den bisherigen Status Quo hinaus voranzutreiben.

Sarah: Sei es aus Anlass der rechten „Märsche“, sei es außerhalb davon: Wir rufen alle dazu auf, sich an den feministischen Auseinandersetzungen gegen Nation, Kapital und Sexismus zu beteiligen!

A: Vielen Dank für das Gespräch!

Zum Weiterlesen:
www.whatthefuck.noblogs.org
www.facebook.com/1000KreuzerWTF

ASRA

Feminismus ist für alle da everything is better when we're smashing together!

Dieser Text richtet sich an all jene, die sich mit dem Begriff →FLTIQ* identifizieren. Wenn wir als FLTIQ*-Personen durch die Welt laufen, begegnen uns viele Menschen, die uns inspirieren, →empowern und Kraft geben. Sei es die beste Freundin*, eine Genossin*, Künstler*innen oder eine Person, die wir grade erst kennengelernt haben. Überall sehen wir FLTIQ* Menschen, die kämpfen. Seien es nicht-weiße und migrantische FLTIQ*, sei es die FLTIQ*Person, die den →sexistischen Typen in der Bahn zupöbelt. Beispiele für Kämpfe gibt es viele, denn feministische und antisexistische Kämpfe sind alltäglich und allgegenwärtig. Somit sind Feminist*innen nicht nur all jene, die 1000 Texte und Bücher gelesen haben und Gender Studies studieren, sondern all jene, die sexistische, →hetero- und →cisnormative Strukturen und Ausgrenzungsmechanismen erkennen und diese bekämpfen. Denn Feminismus ist für alle da!

In der Geschichte gab es viele FLTIQ*s, deren Worte und Geschichten uns noch heute in unserem Kampf begleiten. Wir möchten euch vier dieser Menschen kurz vorstellen. Zum Glück gibt es aber eine Vielzahl von Aktivist*innen, die hier genannt werden könnten. Unser Dank gilt ihnen allen!

Bereits 1910 hat Clara Zetkin den Zusammenhang zwischen Kapital und Geschlecht betont. Sie rief am 27. August 1910 auf der zweiten Internationalen Konferenz sozialistischer Frauen den Internationalen Frauen*kampftag aus, der bis heute am 8. März begangen wird. Clara Zetkin sagte:

„Wir müssen Sorge tragen, dass der Frauentag nicht nur eine glänzende Demonstration für die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts, sondern darüber hinaus der Ausdruck einer Rebellion gegen den Kapitalismus, eine leidenschaftliche Kampfansage all den reaktionären Maßnahmen der Besitzenden und ihrer willfährigen Dienerschaft, der Regierung ist.“

Clara Zetkin starb am 20. Juni 1933 im Exil in der Sowjetunion. Ihr antikapitalistischer und feministischer Kampf und ihre Worte leben bis heute, nicht nur am Frauen*kampftag, weiter.

Ein weiteres wichtiges Beispiel, vor allem für die nicht-weiße Frauen*bewegung, ist Angela Davis. Angela Davis setzte sich in den 70ern in den USA für Bürger*innen- und Frauenrechte, Armutsbekämpfung und Weltfrieden, Reform des amerikanischen Gesundheitswesens und des Gefängnisystems ein. Sie sagte:

„Feminismus ist so viel mehr als Geschlechtergleichheit und umfasst so viel mehr als Geschlecht. Feminismus muss das Bewusstsein über Kapitalismus beinhalten. Ich meine den Feminismus, mit dem ich mich verbunden fühle, und es gibt verschiedene Feminismen. Es muss also das Bewusstsein über Kapitalismus und Rassismus und Kolonialismus und Post-Kolonialität verbinden, und mehr Geschlechter als wird uns jemals vorstellen könnten und mehr Sexualitäten als wir jemals benennen könnten.“

Angela Davis ist bis heute feministisch politisch aktiv.

Eine Symbolfigur des kurdischen Frauenfreiheitskampfs und Mitbegründerin der Arbeiterpartei Kurdistans ist Sakine Cansiz. Ihre Geschichte ist so inspirierend wie grausam: Denn trotz Folterung und Vergewaltigung im Gefängnis in Diyarbakir und ständiger Repression durch den türkischen Staat ließ sie sich nicht brechen und führte ihren Kampf für die Autonomie Kurdistans und der Frau stets weiter. Sakine Cansiz wurde am 9. Januar 2013 in Paris zusammen mit Fidan Dogan und Leyla Soylemez vom türkischen Geheimdienst ermordet. Ihre Worte und ihre Geschichte sind bis heute relevant und bilden das Fundament für den kurdischen Frauenbefreiungskampf. Sakine Cansiz und ihr Kampf leben auch in unseren Herzen weiter und wir fordern Gerechtigkeit für Sakine, Fidan und Leyla!

Auf die besonderen Diskriminierungserfahrungen unter denen →Trans*menschen in der Gesellschaft leiden, macht die Schauspielerin Laverne Cox, bekannt aus der Netflix-Serie Orange Is The New Black als Sophia, aufmerksam. So kritisierte sie beispielsweise öffentlich das in North Carolina als Gesetz verankerte „bathroom

bill“, welches Trans*personen vorschreibt, diejenigen öffentlichen Toiletten und Umkleieräume zu benutzen, die ihrem auf der Geburtsurkunde festgelegten Geschlecht entsprechen. Zudem betont sie, dass Trans*menschen in der Gesellschaft zumeist nur akzeptiert werden, wenn sie cisnormativen Schönheitsidealen entsprechen. Um zu zeigen, dass nicht alle Trans*menschen diesen Idealen entsprechen können oder wollen und dieser Umstand ihre Identitäten nicht in Frage stellt, etablierte sie auf Twitter der Hashtag #transisbeautiful. Durch ihren Aktivismus leistet sie einen wertvollen Beitrag für das Empowerment von Trans*personen.

Alle genannten Frauen sollten wir nicht vergessen. Sie sind diejenigen, die Teile der Basis für unsere Ziele legten. Die Vielzahl an Aktivist*innen, die wir hier hätten ebenso nennen können, bedeutet jedoch nicht, dass es nicht unserer aller Beteiligung und Unterstützung bedarf. Ganz im Gegenteil: Der Druck des kapitalistischen Systems steigt. Reaktionäre Gesellschaftsstrukturen bleiben bestehen, während rassistische und nationalistische Hetze immer lauter wird. Lasst uns die Kämpfe der oben genannten Aktivist*innen weiterführen, bis es keiner Kämpfe mehr bedarf! Lasst uns zusammen gegen → Patriarchat und Sexismus aufstehen! Lasst uns mehr und stärker werden, lasst uns uns selber lieben lernen, lasst uns uns weiterbilden und organisieren, lasst uns uns gegenseitig empowern, lasst uns handlungsfähiger werden, denn wir können uns nur selbst befreien! Unsere Herzen sind bei all jenen, die dies überall auf der Welt tun. Bei den FLTIQ*s in Polen, bei unseren kurdischen Schwestern, bei den FLTIQ*s in Lateinamerika und vielen mehr!
Feuer und Flamme dem Patriarchat!

Zum Weiterlesen:

Angela Davis (1982): Rassismus und Sexismus. Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA.
bell hooks (2000): Feminism is for Everybody
www.lavernecox.tumblr.com/post/120503412651/on-may-29-2014-the-issue-of-timemagazine

INTERVIEW

„DAS SICHTBARMACHEN VON WIDERSTÄNDIGEN UND REBELLISCHEN *FLTI* IST UNS EIN ANLIEGEN.“

Über die Organisierung in FLTI*-Gruppen, deren Vorteile und Praxis sprachen wir für diese Broschüre mit Vertreter*innen zweier F_Antifa-Gruppen aus Berlin.

ASISM (A): Hallo, stellt euch bitte den Leser*innen vor.

Lara: Wir sind zwei linksradikale, queer_feministische Gruppen aus Berlin, die sich als Fantifa bewusst ohne Cis-Männer organisieren und für *FLTI* offen sind. Beide Gruppen haben sich aus privaten Netzwerken heraus entwickelt. Dabei ist klar, dass wir das Rad nicht neu erfunden haben. Bereits Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre gründeten sich in mehreren Städten bundesweit vernetzte, feministische Antifa-Gruppen. Im Jahr 1993 gab es 25 solcher Fantifa-Gruppen. Zum Diskutieren, zur Planung und Vorbereitung von Aktionen treffen wir uns wöchentlich zum Plenum.

Alex: In unseren beiden Gruppen werden

Entscheidungen im Konsens getroffen. Wir erleben unsere Gruppenzusammenhänge als vergleichsweise hierarchiearm. Wir bemühen uns, Abläufe für alle Gruppenmitglieder transparent zu machen. Das heißt auch, dass nicht bestimmte Personen immer die gleichen Aufgaben übernehmen, z.B. die Redebeiträge zu schreiben. Statt Kompetenz-Gehabe versuchen wir, unsere Kenntnisse und Fähigkeiten mit den anderen zu teilen – ob das jetzt um Verschlüsselung von digitaler Kommunikation, Textproduktion oder Finanzkram geht. Das kostet manchmal mehr Zeit und Energie, als eine Sache mal eben schnell alleine zu erledigen. Aber es gehört zu unserem politischen Anspruch von gegenseitigem Empowerment.

A: Was ist der thematische Schwerpunkt eurer Aktivitäten?

Lara: Queer-Feminismus als Themenkomplex ist ausschlaggebend für unsere politische Arbeit. Dabei möchten wir uns sowohl gegenseitig und andere im alltäglichen Kampf gegen Heteronormativität, Patriarchat, Sexismus und Trans- und Interfeindlichkeit unterstützen und bestärken. Gleichzeitig wollen wir auch den Antifeminismus innerhalb der gesellschaftlichen, konservativen, religiös-fundamentalistischen und rechten Zusammenhänge offen legen. Gerade antifeministische Strömungen haben in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen und ermöglichen einen Schulterchluss zwischen konservativen, neu-rechten und neonazistischen Gruppierungen.

Alex: Wir befassen uns auch mit den Verbindungen von Queer-Feminismus und klassischen Antifa-Themen wie Nationalismus, Rassismus und Antisemitismus sowohl in extrem-rechten Zusammenhängen, als auch mit Erscheinungsformen innerhalb der sogenannten gesellschaftlichen Mitte, staatlichen Institutionen oder den Sicherheitsbehörden. Neben Zusammenhängen der sogenannten Mitte und des rechten Spektrums nehmen wir aber auch die eigenen Strukturen in den Blick.

Lara: Eine kritische Auseinandersetzung mit diskriminierenden Verhaltensweisen im eigenen politischen Umfeld und ein selbstreflexiver Umgang mit den eigenen Privilegien sind uns dabei ein wichtiger Teil unserer Auseinandersetzung.

in diese Zusammenhänge ein. Wir zeigen auf Demos Präsenz und gestalten diese lautstark mit. Dadurch, dass wir dort und in linken Strukturen eigene *FLTI*-Reihen,...

Alex: ...auch gern ganz vorne!

Lara: ...Räume und Partys organisieren, möchten wir Möglichkeiten schaffen, sich zu organisieren, zu vernetzen, Spaß zu haben und queer-feministische Forderungen auch innerhalb der Linken sichtbar zu machen.

A: Was sind Fallstricke, die bei euren Aktivitäten auftreten?

Alex: Auch wir kämpfen mit typischen Problemstellungen der Antifa. Wir sind größtenteils weiß, ableisiert, kommen überwiegend aus der Mittelschicht und die meisten

oftmals über die Verstrickungen von verschiedenen Unterdrückungsverhältnissen hinweg sieht.

A: Warum habt Ihr euch dafür entschieden, euch in *FLTI*-Gruppen zu organisieren?

Lara: Für uns gibt es viele Gründe, uns ohne Cis-Typen politisch zu organisieren. Hierzu zählen für die meisten von uns auch negative Erfahrungen innerhalb klassischer Antifa-Strukturen – dazu gehören Mackertum, dominantes Redeverhalten, unhinterfragte und unbenannte Hierarchien und das Gefühl, nicht ernst genommen zu werden. Wir erleben es deshalb als bestärkend, politisch mit Leuten zusammen zu arbeiten, die ähnliche (Diskriminie-

Wir wollen einen Feminismus, der Alternativen außerhalb der bürgerlich kapitalistischen Logik und das Zusammenwirken unterschiedlicher Herrschaftsstrukturen aufzeigt und diese angreift. Das bedeutet, dass eine geschlechtliche Gleichberechtigung innerhalb des bestehenden kapitalistischen Systems für uns keine erstrebenswerte Option ist.

Gesellschaftliche Machtverhältnisse gibt es auch in politischen Gruppen. Daher wollen wir Denkanstöße geben, denn Sexismus und patriarchale Verhältnisse werden allzu oft als Nebenwiderspruch behandelt und nur selten gibt es ernsthafte Auseinandersetzungen mit dem eigenen Sexismus innerhalb von Antifa-Gruppen.

A: Wie setzt Ihr eure Ideen in die Tat um?

Alex: Das Aktionsspektrum unserer Gruppen ist weit gefasst. Wir verfassen Texte und Broschüren zu aktuellen Themen, machen aber auch zum Beispiel Steetart. Insgesamt wollen wir durch unsere Arbeit uns selbst und andere *FLTI* im Alltag und insbesondere in der Antifa ermächtigen, für sich selbst einzustehen, sich gegen Angriffe und diskriminierendes Verhalten zu wehren und für die eigenen Belange einzutreten. Dazu machen wir an von *FLTI* frequentierten Orten Veranstaltungen und eigene Tresen.

Lara: Ein weiterer Schwerpunkt sind Demos und alles was dazu gehört. Das Sichtbarmachen von widerständigen und rebellischen *FLTI* ist uns ein Anliegen. Das gemeinsame Überwinden von anerzogenen oder zugeschriebenen Eigenschaften wie Zurückhaltung, Friedfertigkeit oder Ängstlichkeit war gemeinsam schon immer leichter. Dabei arbeiten wir auch in Bündnissen gemeinsam mit Cis-Männern und bringen queer-feministische Perspektiven

von uns studieren oder haben mal studiert. Wir sind uns darüber bewusst, dass wir dadurch eine eingeschränkte Perspektive haben. Wir wollen aber daran arbeiten, den Kreis derer, die sich durch unsere Projekte angesprochen und unterstützt fühlen, stetig zu erweitern.

Lara: Schwierigkeiten gibt es auch bei uns im Widerstreit von Lohnarbeit und eigenen Ansprüchen, zudem kommt bei einigen noch Carework hinzu. Wir versuchen unsere verschiedenen Lebensumstände mitzudenken, damit beispielsweise auch Menschen mit Kind mitmachen können. Wir haben den Anspruch, dass sich Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen und mit unterschiedlichen Lebensmodellen linksradikal organisieren können.

A: Was unterscheidet euch dabei von anderen feministischen Gruppen?

Alex: Wir wollen einen Feminismus, der Alternativen außerhalb der bürgerlich kapitalistischen Logik und das Zusammenwirken unterschiedlicher Herrschaftsstrukturen aufzeigt und diese angreift. Das bedeutet, dass eine geschlechtliche Gleichberechtigung innerhalb des bestehenden kapitalistischen Systems für uns keine erstrebenswerte Option ist. Neben dem Ermutigen von *FLTI*-Personen, politisch aktiv zu werden, wollen wir daher einen Gegenpol zum bürgerlichen Feminismus schaffen, da dieser unter anderem

rungs-) Erfahrungen gemacht haben – sowohl in der Gesamtgesellschaft als auch in der innerhalb linker Strukturen. Und wir glauben, dass es für *FLTI* den Einstieg in antifaschistische Arbeit erleichtern kann. Denn in unseren Gruppen haben wir nicht das Gefühl, uns gegenseitig ständig etwas beweisen zu müssen. Das Wegfallen dieses Drucks erspart viel Frustration.

Alex: Wir nehmen uns, unsere Erfahrungen und unser Wissen gegenseitig ernst. Wir müssen den anderen nicht erklären, warum das, was „Peter“ auf dem Bündnistreffen gesagt hat, sexistisch war – sie wissen es schon. Außerdem glauben wir, dass es wichtig ist, zu bestimmten Themen gemeinsame Positionen als *FLTI* zu entwickeln und sichtbar zu machen, weil sie historisch gesehen und gesamtgesellschaftlich unterrepräsentiert und marginalisiert sind.

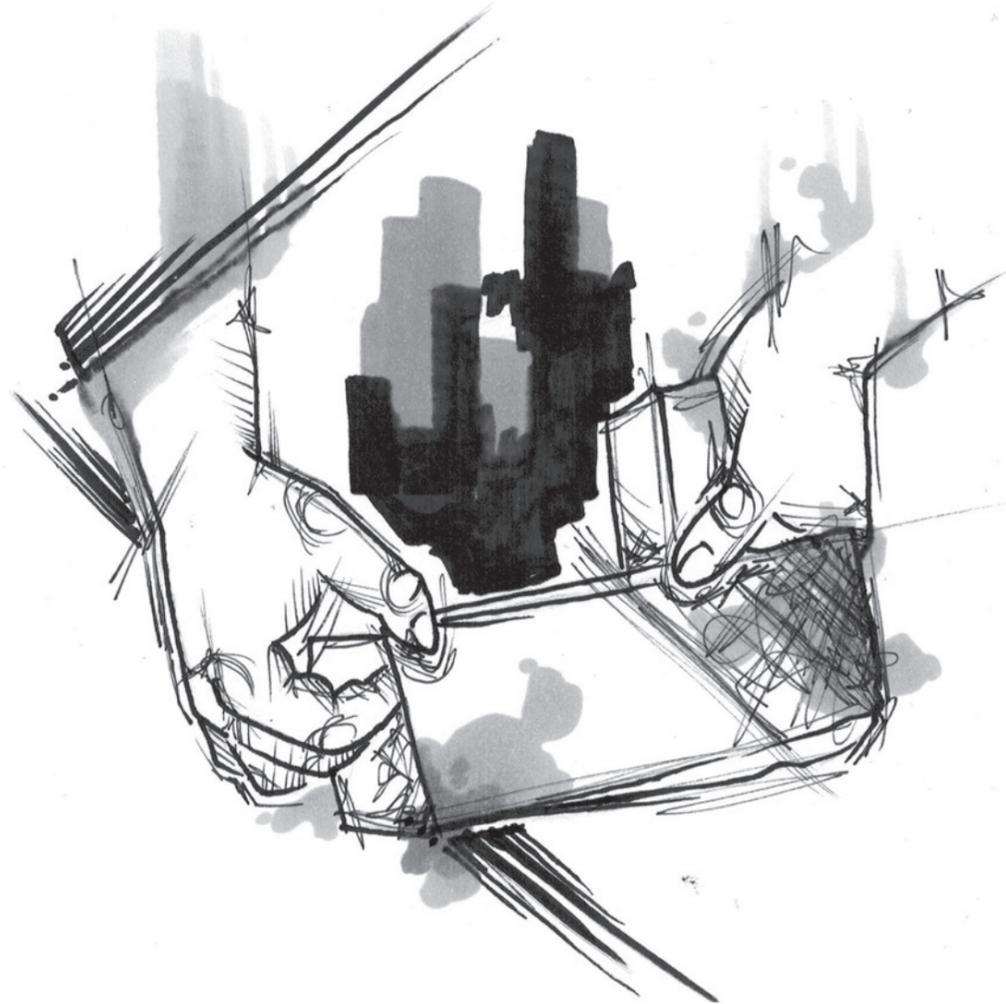
Lara: Neben diesen Gründen gibt es allerdings noch einen weiteren, ebenso wichtigen: wir haben eine ganze Menge Spaß an der Arbeit in unseren Gruppen, in Bündnissen und Netzwerken mit anderen *FLTI*!

Alex: Außerdem setzten wir uns für die Umbenennung der Antifa GmbH in F*antifa GmbH ein. :)

A: Vielen Dank für das Gespräch!

Zum Weiterlesen: Fantifa. Feministische Perspektiven antifaschistischer Politik. edition assemblage 2013.

#3 USE & SHARE



EAG

FEMINISM is for Lovers

zum Umgang mit sexualisierter Gewalt in linken Communities

*Die linke Szene – ein Ort, an dem alle Menschen sich auf Augenhöhe begegnen, wo immer alle sicher sind und jede*r die Grenzen der anderen achtet. Wo über allem Liebe und Glitzer liegt.*

Eine schöne Utopie, die leider nicht der Realität entspricht. Das merkt man nicht zuletzt auf Partys und Veranstaltungen.

Auch in autonomen Zentren, in linken Partykellern oder auf Demos geben Leute den Sexismus, den sie ein Leben lang gelernt haben, nicht an der Türschwelle ab. Auch in linken Räumen verliert man nicht magischerweise Verhaltensweisen, die andere verletzen, selbst wenn man das gerne möchte. Und auch bei uns gibt es (einige) Arschlöcher, denen die Grenzen anderer schlichtweg egal sind.

Wie damit umgehen?

Mit dieser Frage beschäftigen sich gerade Feminist*innen (aber auch Antirassist*innen und viele andere, die gegen Diskriminierung kämpfen) schon seit vielen Jahren. Es gibt zahlreiche Tools und Strategien, um mit dem Problem umzugehen, dass auch in unseren Räumen Übergriffe und Gewalt passieren. Drei davon, die sich vor allem, aber nicht nur, aufsexualisierte Gewalt beziehen, sollen hier vorgestellt werden.

1. Konsens oder: Yes means Yes.

Woran erkennst du, dass eine Person mit dir flirtet? Dass sie angesprochen, ange-

fasst oder geküsst werden möchte? Woher weißt du, wie weit sie gehen will?

Wenn man sich in der Mehrheitsgesellschaft umhört, wird man darauf meist Antworten hören wie: „Ich sehe das an den Blicken und der Körpersprache“, „Ich merke, ob es ihr gefällt“ oder „Er wird schon sagen, wenn es ihn stört“. Unschwer zu erkennen, dass das alles ziemlich vage ist: Blicke und Körpersprache können falsch gedeutet werden, mit dem Gefühl, es gefällt dem Gegenüber, kann man auch ziemlich daneben liegen und eigentlich möchte man ja auch nicht weitermachen, bis die andere Person „Stopp“ sagt, denn dann ist es ja quasi schon zu spät. Ganz abgesehen davon, dass es nicht in jeder Situation ganz leicht ist, „Nein“ zu sagen. Um sicherzugehen, dass beim Flirt und danach keine Verletzungen entstehen, muss also etwas anderes her.

Das Konzept der Zustimmung (oder auch: „active consent“) möchte genau damit einen Umgang finden. Die Idee dahinter ist, dass man vor jeder sexuellen/ körperlichen Handlung nachfragt, ob die andere Person das auch möchte. Natürlich kann es am Anfang ungewohnt und komisch sein: Darf ich dich küssen? Möchtest du hier gestreichelt werden? Darf ich mein Shirt ausziehen? So einen Umgang mit Sexualität haben wohl die meisten nicht gerade in der Schule oder aus der Bravo gelernt. Aber es kann sich auch sehr →empowernd und schön anfühlen, wenn klar ist, dass nur das passiert, was alle Be-

teiligten wirklich möchten und man nicht wild herumraten muss.

Außerdem hat das aktive Nachfragen noch einen weiteren Effekt: Es durchbricht das gesellschaftlich übliche Skript von küssen, rummachen und ficken, das wir alle tausendmal in irgendwelchen Filmen gesehen haben. Gerade wenn man sich noch nicht so gut kennt, wird oft dieses Skript abgespult, denn das kennt man irgendwie und alle wissen, wie sie sich zu verhalten haben. Aber auf Dauer – seien wir ehrlich – kann das ganz schön langweilig werden. Wenn man darüber spricht was alle Beteiligten wollen, kann auch Raum für Neues geschaffen werden. Und wenn es dennoch das „übliche“ Skript sein soll, gut, aber dann haben sich auf jeden Fall alle bewusst dafür entschieden.

Das Konzept der Zustimmung versucht also, die verbale Kommunikation über Sexualität zu stärken, damit Übergriffe oder unschöne Erlebnisse gar nicht erst passieren.

2. Definitionsmacht oder: Mein Körper, meine Regeln!

Was aber tun, wenn das Kind schon in den Brunnen gefallen ist?

Es ist eine alle paar Jahre wiederkehrende Dynamik: Eine Person bezichtigt eine andere, ihre Grenzen verletzt zu haben. Die Aufregung ist groß, es gibt tausend Gerüchte und Nebenstories und oft spaltet

sich die Szene in Freund*innenlager: Die Freund*innen der Betroffenen auf der einen, die des Täters auf der anderen Seite. In jedem „Lager“ gibt es eine eigene Definition dessen, was passiert ist, Verletzungen wiederholen sich und oftmals redet am Ende niemand mehr miteinander. Um solche Zustände zu vermeiden, fordert die Definitionsmacht im ersten Schritt, wie

*Meistens spricht man in Texten über Definitionsmacht von Tätern in der männlichen und von Betroffenen in der weiblichen Form. Obwohl keineswegs alle Täter männlich oder alle Betroffenen weiblich sind, soll damit der Tatsache, dass dies dennoch wesentlich häufiger der Fall ist, Rechnung getragen werden. Kritiker*innen dagegen sagen, dass diese geschlechtliche Festschreibung andere Konstellationen, vor allem auch in →queeren Kontexten, unsichtbar macht.*

der Name schon sagt, dass jede Person ihre Grenzen selbst definiert und keine vermeintlich objektiven Beweise dafür anführen muss, ob diese denn nun verletzt worden sind oder nicht. Wenn jemand sagt, seine*ihre Grenzen seien verletzt worden, dann muss er*sie niemandem blauen Flecke vorzählen oder eine minuziöse Erzählung des Geschehens abgeben, wie das z.B. bei einer Anzeige passieren muss. Definitionsmacht erkennt an, dass a) sexualisierte Gewalt sehr häufig fernab von Zeug*innen passiert, dass b) die „Beweisführung“, die vom Staat in solchen Fällen gefordert wird, daher nicht nur schwierig, sondern meistens sehr unangenehm für die Betroffene ist und dass c) die Frage, was sexualisierte Gewalt genau ist, sehr individuell ist – was sich für die eine noch okay anfühlt, kann für den anderen schon übergreifend sein.

In einem zweiten Schritt geht es darum, der Betroffenen die Entscheidung darüber zu überlassen, wie mit dem Vorfall umgegangen wird. Soll szenen-intern darüber gesprochen werden? Sollen sich Gruppen/Personen positionieren? In der Praxis äußert sich das oft vor allem daran, dass die Betroffene bestimmte Räume, Demos, Partys, ... benennt, in denen der Täter sich nicht aufhalten soll. So wird gewährleistet, dass sie sich weiterhin so bewegen kann wie sie will, ohne ständig mit dem Täter konfrontiert zu sein. Vorallem soll damit auch verhindert werden, dass die Betroffene sich nach und nach aus der Szene zurückzieht, weil sie nicht mit dem Täter konfrontiert werden will. Dieses Konzept markiert einen wichtigen Meilenstein in der feministischen Praxis. Trotzdem ist offensichtlich, dass es auch einige Schwachstellen hat. Unter anderem produziert es eine „moralisch richtige“ Seite, auf die sich viele Leute nur allzu

schnell stellen. Das führt mitunter dazu, dass Leute fordern, der Täter solle lebenslang aus allen linken Zusammenhängen ausgeschlossen werden. Solche und ähnliche Forderungen aber geben dem Täter keine Möglichkeit, sein Verhalten zu reflektieren und zu ändern. Zwar kann ein Ausschluss für die Betroffene erst einmal hilfreich sein, jedoch führt das schlimms-

tenfalls dazu, dass der Täter sich verletzt und wütend in eine andere Subkultur zurückzieht, einen Hass auf Linke oder Feminist*innen schiebt und überhaupt nicht mehr an seinem Verhalten arbeiten will.

Community Accountability oder: We're in this together!

Hier spricht man meistens nicht von Tätern und Betroffenen, sondern von gewaltausübenden Personen und von Gewalt betroffenen Personen. Damit soll vor allem verhindert werden, dass Personen in ihrer gesamten Identität als „Täter“ oder „Betroffene“ markiert werden. In der Realität ist es ja eher so, dass ein und dieselbe Person in manchen Situationen Gewalt ausübt und in anderen davon betroffen ist – oder sogar beides in der selben Situation.

Unter anderem hat sich aus diesem Problem heraus eine Herangehensweise namens *Community Account* (CA) entwickelt. Dieser Ansatz geht davon aus, dass wir alle Kinder einer gewaltförmigen Gesellschaft sind. Wir alle haben im →Patriarchat gelernt Beziehungen zu führen, wir alle sind in einem rassistischen System sozialisiert, wir alle haben schon irgendeine Form von Gewalt erlebt und auch gelernt sie auszuüben. Kein Wunder also, dass es auch in unseren Communities Hierarchien und Gewalt gibt. Das macht eine gewaltausübende Person noch nicht zum durch und durch schlechten Menschen. Vielmehr entstehen gewaltförmige Beziehungen auch aus einem bestimmten Umfeld heraus, das Gewalt unbewusst fördert, übersieht oder sanktioniert. Wenn jemand Gewalt ausübt, ist er also keine böse Einzelperson, die es auszuschließen gilt. Vielmehr sollte sich der gesamte Freund*innenkreis, die Politgruppe, das Umfeld damit befassen. Inwieweit haben wir alle dazu beigetragen, dass diese Gewalt passieren konnte? Welche Dynamiken in unserer Gruppe haben diese Gewalt begünstigt? Und vor

allem: Wie können wir alle dazu beitragen, dass das nicht wieder passiert? Menschen, die mit CA arbeiten, sprechen sich daher meistens gegen einen kompletten Ausschluss der Gewalt ausübenden Person aus. Vielmehr soll mit ihr und anderen aus der Community gemeinsam an Verhaltensmustern und Strukturen gearbeitet werden mit dem Ziel, dass so eine Gewalt nicht mehr stattfindet. Trotzdem werden dabei die Errungenschaften der Definitionsmacht nicht aus den Augen verloren: In der Arbeit mit der Gewalt ausübenden Person ist es zentral, dass Definitionen und Forderungen der betroffenen Person anerkannt und respektiert werden. CA soll Definitionsmacht also nicht ersetzen, sondern sie vielmehr ergänzen und weiterentwickeln.

All diese Werkzeuge können in unserer heutigen Gesellschaft helfen, mit (sexualisierter) Gewalt umzugehen, sie so gut es geht zu verhindern, oder den Schaden zu begrenzen. Klar ist aber auch, dass das nicht der Weisheit letzter Schluss ist. Es

muss darum gehen, für eine Gesellschaft zu kämpfen, in denen solche Schutzmechanismen idealerweise kaum noch nötig sind. Eine Gesellschaft, in der alle frei und ohne Scham über Sexualität, Grenzen und Bedürfnisse sprechen können, in der Menschen gelernt haben, Wünsche und Grenzen von sich und anderen zu erkennen und zu respektieren. Eine Gesellschaft ohne →Sexismus und Patriarchat.

Zum Weiterlesen:
www.transformativejustice.eu
www.wirliebenkonsens.wordpress.com
www.evibes.blogspot.de/2014/11/18/wir-arbeiten-nicht-mit-definitionsmacht

„Können wir jetzt über etwas anderes reden?“

U'n's

Emotionale Arbeit in Beziehungen mit cis-Männern

„Wer wir sind, warum wir diesen Text schreiben und warum er uns so wichtig ist: Wir sind Freundinnen und ein wichtiger Teil unserer Freundschaft ist der Austausch über Emotionales. Dabei ist uns aufgefallen, dass uns in unseren Beziehungen mit →cis-Männern immer wieder ähnliche Muster begegnen und uns ähnliche Dinge nerven. Oft hat dies mit ungleichen Rollenverteilungen zu tun, die →patriarchalen und →zweigeschlechtlichen Strukturen folgen. In diesem Text möchten wir deshalb unsere Erfahrungen mit Beziehungen mit cis-Männern teilen und skizzieren, an welchen Punkten ungleiche Rollenverteilungen auftauchen, was diese mit uns und unseren Beziehungen zueinander machen und wie wir die sogenannte Beziehungsarbeit erleben. Uns ist wichtig, diesen Text zu schreiben, da es sich nicht „nur“ um unsere privaten Probleme handelt, sondern sie auf strukturellen Unterschieden beruhen. Um eine solidarische, gleichberechtigte Gesellschaft zu schaffen, braucht es auch ein Ansetzen an Beziehungsstrukturen.“

Beziehung?

Wenn wir hier von Beziehungen sprechen, meinen wir damit jede Art näherer, emotionaler zwischenmenschlicher Beziehung. Für uns persönlich bedeutet eine solche Beziehung nicht nur füreinander da zu sein, Verantwortlichkeiten für einander zu übernehmen und an der (Gedanken-)Welt der anderen Person teilzuhaben, sondern auch, sich gemeinsam verändern zu können, sich Feedback über Verhaltensweisen und die Dynamik der Beziehung an sich zu geben. Viele unserer Verhaltensweisen wurden uns ein Leben lang antrainiert – sprich, sie sind strukturell bedingt. Da sie in dieser Gesellschaft als „normal“ gelten, ist es so schwer, sie als willkürliche Strukturen zu erkennen und noch viel schwerer, sie zu verändern. Liebesbeziehungen sind in unserer Gesellschaft oft von einem sehr romantisierten Bild geprägt, das die Beziehung als einen

Raum zeichnet, in dem alle so akzeptiert werden, wie sie sind, in dem immer alles schön und harmonisch ist und keine Ansprüche an die andere Person gestellt werden. Darüber, dass Beziehungen auch Arbeit bedeuten, dass sie vielleicht auch bedeuten können sich zu verändern und an gemeinsamen Strukturen zu feilen, wird eher selten gesprochen. Wenn nicht alles einfach so läuft, es unterschiedliche Bedürfnisse, Vorstellungen und Wünsche gibt, muss mensch sich im Zweifelsfall eben trennen oder es sich „mal wieder schön machen“. Was sich der Wahrnehmung durch dieses Beziehungsbild entzieht, ist, dass es uns mit unseren Partner*innen sehr wohl gleichzeitig gut und schlecht gehen kann, dass es Verhaltensweisen gibt, die uns erfreuen oder stärken, aber eben auch welche, die uns verletzen.

Beziehungsarbeit?

Als Beziehungsarbeit verstehen wir Umsongetätigkeiten, aber auch Reflexionen, die Emotionen rund um die Beziehung oder auch das emotionale Leben außerhalb der Beziehung betreffen. Dazu gehört zum Beispiel das Ansprechen von Konflikten oder anderen heiklen Situationen und, sind sie einmal angesprochen, sie weiterzudenken und sich darauf zu beziehen. Eine Liebesbeziehung mit einer anderen Person einzugehen bedeutet auch, eine andere Person sehr nah an sich heranzulassen. Das macht die meisten Menschen sehr sensibel und schnell können Empfindlichkeiten und Blockaden aufgebaut werden, die nur durch Auseinandersetzungen abzubauen sind. Denn nur wenn Gefühle und Erwartungen klar ausgesprochen werden, ist ein aktiver Part für die Beteiligten möglich und damit auch ein emanzipativer Umgang in Beziehungen. Um genauer be-

trachten zu können, woraus Beziehungsarbeit im Einzelnen bestehen kann, haben wir drei Ebenen festgestellt, auf denen sich diese Arbeit abspielen kann: a) Die Beziehung Betreffendes zu thematisieren und heraus zu finden, wie es beiden in der Beziehung geht, b) die eigenen Emotionen zu verstehen und sie auch der anderen Person verständlich zu machen und c) das Nachfragen nach den Gefühlen der anderen Person und einen empathischen Umgang damit.

Über-Uns-Reden

Oft haben wir die Erfahrung gemacht, dass es als nicht so wichtig wahrgenommen wird, über Beziehungen und Gefühle im Allgemeinen, aber auch Unbehagen oder Änderungswünsche innerhalb der Beziehung zu sprechen. Der Schritt, solche Dinge überhaupt anzusprechen, wird sehr häufig von Frauen* übernommen, vor allem wenn es darum geht (problematische) Strukturen und Verhaltensweisen anzusprechen, sei es auf einer emotionalen oder auf einer strukturellen Ebene. Diese Erfahrungen machen wir nicht nur in Liebesbeziehungen, sondern auch in Freundschaften oder Gruppenbezügen. Häufige Entgegnungen sind dann „Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll“ oder „Können wir jetzt über was anderes reden?“ - absurdtragisch, fast amüsant ist das angesichts der Tatsache, dass Personen, von denen solche Aussagen kommen, sich durchaus auf feministische Ideen beziehen und sich als patriarchatskritisch sehen. Deswegen nun von uns für euch eine verkürzte, überspitzte Skizze verschiedener von uns beobachteter Verhaltensmuster:

Hahn im Korb

„Meine beste Freundin ist eine Frau“, „Ich hab auch keinen Bock auf diese Machos“. Oft hören wir diese Sprüche von cis-Männern in linken Kontexten, deren Freundeskreis zumeist aus Frauen* besteht. Dies soll uns wahrscheinlich auf die große Offenheit und Sensibilität unserer Freunde hinweisen. Auch regen sich unsere Freunde häufig über das Verhalten von anderen Männern* auf oder betonen, dass sie mit denen ja auch nichts anfangen könnten. Dabei gerät jedoch aus dem Blick, dass es eben wiederum Frauen* sind, die diese emotionalen Gespräche mit ihren Freunden führen und somit die

emotionale Arbeit machen. Die Einnahme grundsätzlich männlichkeitskritischer und feministischer Haltungen (zumindest als Lippenbekenntnis) befreit nicht von einer echten Auseinandersetzung mit der eigenen Männlichkeit.

A man is an island

Viele unserer cis-männlichen Freunde machen Probleme, Gefühle oder Konfliktpunkte in der Regel mit sich selbst aus. Das heißt vor allem, dass wir nicht daran beteiligt werden, was sie denken oder fühlen. Auch wissen wir nicht, ob sie eventuell Kritik an uns haben und auch nicht, wie sie mit Kritik von uns umgehen. Genau diese Gedankenprozesse sind nicht nur sowie so von potentiell Interesse für uns als Freund*innen und würden uns der anderen Person näherbringen, sondern manchmal betreffen sie uns auch ganz konkret. Wir werden jedoch lediglich vor das Endergebnis von Gedankenprozessen gestellt; vor die viel besungenen vollendeten Tatsachen. Zum Beispiel, wenn eine Affäre mit der Aussage beendet wird, es würden zu unterschiedliche Dinge voneinander gewollt oder es würde einem nicht genug Aufmerksamkeit oder Zeit geschenkt, obwohl zuvor nie artikuliert wurde, dass die Beziehung als unbefriedigend empfunden wurde. Natürlich ist es immer auch wichtig zu wissen, welche Bedürfnisse wir selbst haben. Die andere Person(en) aber vor einen schon getroffenen Entschluss zu stellen, bedeutet zum Einen sich weniger verletzbar zu machen und zum Anderen der Beziehung die Möglichkeit zu nehmen, von beiden Seiten aktiv gestaltet zu werden.

Sprachlosigkeit

Wir haben es oft erlebt, dass auf Kritik, auf das Ansprechen von Problemen einfach gar nichts gesagt wird. Stattdessen haben unsere Freunde sich verletzt zurückgezogen, geschwiegen und emotional dicht gemacht. Das verhindert nicht nur den Austausch über die Thematik und eine Aushandlung des Konflikts, sondern hinterlässt bei uns zusätzlich das Gefühl, aufgelaufen zu sein. Die Mühe, die wir in die Reflexionen unserer Emotionen und das Verständlich-Machen gesteckt haben, plus die Überwindung, die es gekostet hat diese Dinge anzusprechen, läuft ins Leere. Gleichzeitig werden wir mit Gefühlen wie

Verzweiflung, Ärger oder Verletzung allein gelassen. Eine Auseinandersetzung wird uns verweigert, wir wissen nicht was los ist und sind so gezwungen, die Problematik ebenfalls mit uns selber auszuhandeln, die wir eigentlich als ein Problem von uns beiden/allen identifiziert haben. Gar keine Einschätzung zu haben, was das Gesagte bei unserem Gegenüber auslöst, fühlt sich oft fast schlimmer an als ein Streit. Nicht-Reden und Nicht-Verhalten, um sich nicht verletztbar zu machen, sich nicht zeigen zu müssen, fügt sich in patriarchale Rollenmuster ein bzw. verstärkt diese. Es reproduziert unsere ansozialisierten Verhaltensweisen und erfüllt die klassischen Klischees des rationalen gefühllosen Mannes vs. der emotionalen Frau.

Überforderung

Eine andere oft erlebte Reaktion ist die, dass Kritik und/oder Änderungswünsche als eine zu hohe Anforderung gewertet werden. Kritik wird dabei häufig nicht als Kritik an einem bestimmten Verhalten oder einer bestimmten Beziehungsstruktur gesehen, sondern gleich auf die ganze Person bezogen. Sich soweit in die eigene Verletztheit zurückzuziehen bedeutet auch, sich einer Auseinandersetzung nicht stellen zu müssen. Auf eine Kritik zu reagieren mit Aussagen wie „Ich bin schlecht“ oder „Immer mache ich alles falsch“, hat häufig den Effekt, dass wir (die gerade Kritisierenden) uns nun bemühen, die andere Person wieder aufzubauen und uns um sie zu kümmern. Darüber wird dem eigentlichen Kritikpunkt der Raum genommen. So kann keine Auseinandersetzung stattfinden und die ganze Aufmerksamkeit liegt auf dem Trösten der Person, die wir eigentlich kritisieren wollten. Zudem wird, anstatt dass unsere Mühe, eine konkrete Kritik zu formulieren, Wertschätzung erfährt, uns vielmehr ein schlechtes Gewissen vermittelt, die andere Person verletzt zu haben. Natürlich kann ehrliche Kritik verletzend sein und es kann ein wenig Zeit brauchen diese sacken zu lassen und sich eigene Gedanken darüber zu machen. Aber selbst ein erneutes Ansprechen zu einem späteren Zeitpunkt haben wir selten erlebt. Aussprüche wie „Aber jetzt gerade haben wir es doch schön miteinander“ verhindern erneut eine Auseinandersetzung und genügen nicht.

Die Timing-Frage

Wir haben es ebenso oft erlebt, dass auf das Ansprechen von Konflikten, gerade wenn diese schon öfter Thema waren, mit der Aussage reagiert wird, wir seien einfach zu schnell, unsere cis-männlichen Partner bräuchten einfach mehr Zeit oder bekämen nicht genug Raum. Mit diesen Aussagen – die durchaus manchmal stimmen können – wird das Ansprechen von Problemen häufig umgangen. Aussagen wie „Ich hätte dich da später auch drauf angesprochen“ setzen uns in eine Position von Unaufmerksamkeit (bis hin zu Übergriffigkeit), aus der heraus sich schlecht Kritik äußern lässt. Erneut ist damit häufig der inhaltliche Fokus weggeschoben von der eigentlichen Auseinandersetzung.

Verlagerung ins Persönliche

Viele dieser Probleme beziehen sich auf patriarchale Strukturen, Rollenverteilungen, Diskriminierung usw. - also Probleme, die wir (auch) auf einer strukturellen Ebene verorten. Wenn wir aber konkrete Verhaltensweisen oder Strukturen ansprechen und eine ebensolche Einordnung vornehmen, wird dem häufig damit begegnet, das Ganze zu individualisieren. Es handle sich um „unser persönliches Problem“, wir sollen „aus einer Mücke keinen Elefanten machen“, wir nähmen „unzulässige Verallgemeinerungen“ vor, bis hin zu „Steck mich nicht in eine Schublade“. Wir werden gerade von euch, liebe cis-Männer, ständig in Schubladen gesteckt, in denen wir nicht stecken wollen! Z.B. in die Schublade, diejenige zu sein, die selbstverständlicherweise die Beziehungsarbeit übernimmt. Solche Strukturen zu benennen und sich darüber auszutauschen ist und bleibt wichtig, auch um gemeinsame Erfahrungen (von nicht-cis-Männern) sichtbar zu machen und nicht strukturelle Probleme von vermeintlich nur individuellen Themen überlagern zu lassen. In Gruppenzusammenhängen und bei cis-Männern in der (radikalen) Linken haben wir festgestellt, dass da, wo ein erster Schritt gemacht ist, strukturelle Aspekte schwer zu thematisieren sind. Wenn anerkannt wird, dass Frauen* in patriarchalen Gesellschaften unterprivilegiert sind, Definitionsmacht (zumindest vermeintlich) vertreten wird und sogar das Prinzip Care-Arbeit überdacht wurde, wird schnell ein Häkchen an der Box „Feminis-

mus“ gemacht. Dass eine feministische, anti-patriarchale Praxis mehr bedeutet als Texte zu lesen und sich um den Abwasch zu kümmern, wird in der Konfliktsituation schnell vergessen und Kritiken, die darauf hinweisen, werden abgetan.

PS: Dies ist die gekürzte Version unseres eigentlich längeren, etwas mehr in Kontexte eingebetteten Textes, den ihr bald auf der Homepage <https://theirksomeinstitute.wordpress.com> in anderem Format zu Gesicht bekommen könnt, wenn es euch interessiert.

Zum Weiterlesen:

Sarah Speck. Unterschiedliche Sauberkeitsstandards: www.akweb.de/ak_s/ak615/24.htm

Bini Adamczak (2013): Beziehungsweise. Liebe & Kapital: www.agqueerstudies.de/bini-adamczak-bzw-beziehungsweise-liebe-kapital/

bell hooks (2004): the will to change – men, masculinity and love

Be careful with each other, so we can be dangerous together!

zu Awareness und Umgang auf Parties

„Wir organisieren seit fünf Jahren in relativ konstanter Besetzung 2-3 mal jährlich Soli-Partys für Bleiberecht. Die Veranstaltungen finden in linken Berliner Locations statt. Uns ist es wichtig, dass unsere Parties Veranstaltungen sind, auf denen das Feiern möglichst nicht durch Diskriminierungen und Übergriffe getrübt wird. Teile unserer Überlegungen das zu ermöglichen, wollen wir euch im Folgenden vorstellen.“

Was kann/ sollte Awareness-Arbeit leisten?

Zunächst einmal ist es uns wichtig uns einzugestehen, dass wir keine professionelle Awareness- und Support-Arbeit leisten können. Das bedeutet auch, nicht zu viel zu versprechen, uns selbst nicht zu viel zuzumuten und die Grenzen dessen zu kennen, was wir leisten können.

Uns geht es darum eine erste Anlaufstelle für Personen zu bieten, an die Menschen sich wenden können, wenn es auf der Party zu diskriminierendem Verhalten kommt. Das umfasst für uns verschiedene Formen wie zum Beispiel Rassismus, →Sexismus, Homo- und Transfeindlichkeit. In manchen Fällen kann es sinnvoll sein, an weiterführende Beratungs- und Unterstützungsstellen zu vermitteln. Dafür haben wir Infomaterial und Kontaktadressen parat.

Für die Dauer der Party wünschen wir uns, dass Awareness-Personen nüchterne, ansprechbare Menschen sind, die die nötige Zeit und Ruhe haben, sich mit Konflikten

auseinandersetzen zu können.

Es geht darum, dass die betroffenen Personen im Fokus stehen und nicht der/die Diskriminierende. Was nach einer Grenzüberschreitung/Diskriminierung geschehen soll, sollte sich an den Wünschen und Bedürfnissen der betroffenen Person orientieren. Dennoch gilt Definitionsmacht

Das Awareness-Team soll eine solidarische Auffangfunktion erfüllen und parteiisch auf Seiten der Person stehen, die von Diskriminierung und/oder Grenzüberschreitung betroffen ist. Was Diskriminierung oder Grenzüberschreitungen sind, entscheidet hier die betroffene Person.

statt Sanktionsmacht. Dies heißt für uns, dass Betroffene die Macht haben, das Geschehene zu definieren – aber nicht allein über mögliche Sanktionen entscheiden (müssen). Damit meinen wir zum Beispiel, dass auch wenn eine Betroffene möchte, dass eine Gewalt ausübende Person bleibt, wir uns vorbehalten, uns anders zu entscheiden. Eventuell kann also auch ein

Rausschmiss erfolgen, das entscheidet das Awareness-Team. Die Durchsetzung dessen ist aber Aufgabe der Türschicht oder des Orga-Teams. Das soll gewährleisten, dass die Awareness-Personen sich auf die Bedürfnisse der Betroffenen konzentrieren können. Aus unserer Orga-Gruppe gibt es immer Menschen, die speziell für die Awareness-Teams ansprechbar sind.

Wofür ist das Awareness-Team NICHT da?

Es gehört unserer Auffassung nach nicht zu den Aufgaben des Awareness-Teams sich an (politischen) Konflikten zu beteiligen, die Personen auch untereinander klären können. Selbst bei schwierigeren Themen, wie: „Ich finde ihr Free-Palestine-Shirt doof! Könnt ihr die Person nicht rauswerfen?“ - hier vertrauen wir auf die politische Konfliktfähigkeit der Einzelnen. Awareness-Arbeit ist unserer Meinung nach für Fälle von Diskriminierung und Grenzüberschreitung da, auch wenn es dort uneindeutige Fälle geben kann. Dann

entscheiden die Awareness-Verantwortlichen, ob die Situation in ihren Aufgabenbereich fällt.

Wie sollte das Awareness-Team auf der Veranstaltung auftreten?

Nummer eins: Nüchtern. Das heißt 100% alkohol- und drogenfrei. Auch nach wenigen Schlückchen leckeren Pils, kann Biergeruch Leute daran zweifeln lassen, gerade eine zuverlässige Ansprechpartner_in vor sich zu haben. Unser Awareness-Team hält sich möglichst an einem zentralen Ort auf, auf den wir über Plakate etc. hinweisen. Wir wünschen uns dabei, dass das Awareness-Team auch im Partygetümmel leicht zu finden und räumlich und sozial zugänglich ist. Große Mensentrauben um das Awareness-Team sind dabei nicht dienlich. Nach Möglichkeit der jeweiligen Location gibt es auch einen Raum, in den sich das Team mit Betroffenen zurückziehen kann. Andere Partygruppen setzen eher auf ein mobiles Awareness-Team, das auch mal selber schaut, wie so die Stimmung ist und ob es auf der Tanzfläche/Bar/Kloschlange etc. zu diskriminierendem oder übergriffigem Verhalten kommt. Wir halten es für wichtiger, dass das Team im Zweifel auch wirklich schnell erreichbar ist und nicht erst gesucht werden muss. Zudem kann es für das Awareness-Team und die Partygäste ein Gefühl von Überwachung erzeugen, wenn das Awareness-Team auf der Party unterwegs ist. Die Awareness-Teams suchen wir im Vorfeld der Party. Es soll möglichst keine Awareness-Schicht ohne mindestens eine FLTI*-Person und eine Person of Color stattfinden, weil diese auch meist im Fokus von Diskriminierungen stehen. Im Zweifelsfall finden wir aber eine Awareness-Schicht besser, die diesem Anspruch nicht genügt, als gar keine.

Im Vorraus

Wir haben die Erfahrung gemacht, dass nicht nur Line-up und Flyer-basteln lange im Voraus der Party organisiert werden müssen, sondern auch Awareness und Support-Arbeit eine gewisse Vorbereitung brauchen.

Da gilt es z.B. mit den Verantwortlichen für die Partylocation abzuklären, dass es ein Awareness-Team geben wird und dieses ggf. auch die Befugnis hat Personen raus-

zuschmeißen. So wollen wir Situationen vermeiden, in denen es dann beispielsweise von Seiten der Raumverantwortlichen heißt: „Wenn ihr unseren Freund rauschmeißt, brechen wir die Party ab.“ Wenn eine der beteiligten Orga-Strukturen also etwas gegen Awareness-Arbeit einzuwenden hat, wird diese extrem behindert. Im Zweifel kommt es eher zum Streit untereinander, als zur Unterstützung der betroffenen Person.

Im Vorhinein sollte sich auch auf ein Konzept geeinigt werden: Soll das Awareness-Team z.B. stationär sein oder auf der Party unterwegs; wie erfahren Partygäste, dass es Ansprechpersonen gibt; wer kümmert sich darum, dass ggf. auch Leute rausgeworfen werden?

Bei unseren Partys ist es oft so, dass die Awareness-Schichten nur teilweise von uns abgedeckt werden und es wechselnde Teams gibt. Deshalb ist es auch gut, sich vorher mit den Awareness-Teams abzusprechen oder zumindest schriftlich darüber zu informieren, was sich die Party-Gruppe so überlegt hat. Wenn das Awareness-Team z.B. nüchtern sein soll, wäre es gut, wenn Menschen das vorher wissen und nicht direkt aus der Kneipe nebenan kommen.

Auch der Umgang mit Polizei sollte vorher besprochen werden. Erstens ist es natürlich schwierig, Cops in die eigenen Räume zu lassen. Zweitens sind bestimmte Übergriffe wie zum Beispiel schwere Körperverletzung oder das, was nach deutschem Recht als Vergewaltigung gilt, „Offizialdelikte“. Das sind Vergehen, die die „Staatsanwaltschaft von Amts wegen verfolgen muss“. Es wird also zur Anzeige gegen Täter*innen kommen. Das führt zur Aussagepflicht für die betroffene Person und ggf. weitere Zeug*innen. So ein Verfahren kann Betroffene ziemlich fertig machen und führt vor allem im Fall von Vergewaltigung selten zu einer Verurteilung. Im Übrigen haben auch Notärzt*innen oft Polizei im Schlepptau.

In einer worst case Situation, kann es schon sein, dass niemand einen klaren Kopf hat, weshalb es nötig ist, sich vorher einen Kopf darüber zu machen.

Den Rahmen setzen

Das sind einige unserer Überlegungen und Erfahrungen in Bezug auf konkrete Awa-

reness-Arbeit auf Veranstaltungen. Doch auch weit im Vorfeld lohnt es sich, das Ziel einer diskriminierungsarmen Party im Blick zu haben. Schon in der frühen Planungsphase kann mensch versuchen, eine respektvolle Atmosphäre zu begünstigen. Gut kann sein, sich zu überlegen, was bei einer Location so an Publikum erwartet wird. Kenne ich den Partyraum als Ort an dem sich Leute auch gern auf verschiedene Weise abschießen? Gibt es ein Stammpublikum, auf das ich mit meiner Party gar keinen Einfluss habe und wenn ja, wie ist das so drauf? Ist der Ort dann der richtige für die Party, die ich mir wünsche? Kann ich die Party ohne Security veranstalten, weil meistens eh nur Sweeties kommen? Wollen wir, dass auch schon an der Tür Leute aussortiert werden und wenn ja, wer soll das sein? Lass ich den →Cis-Typen mit dem „Ficken?“-Shirt rein, oder die Person, die nicht mehr gerade laufen kann? Und was machen wir mit der Gruppe 16-jähriger Boys vom Hostel nebenan? Ebenfalls wichtig ist das Abendprogramm. Einfach gesagt: Wenn wir ausschließlich →weiße cis-Männer auflegen lassen, sprechen wir sicherlich viele Menschen als Gäste nicht an. Auch auf die spätere Stimmung auf einer Party wirkt sich aus, wer „am Drücker“ ist.

Es empfiehlt sich aber auch ein Blick in die eigene Gruppe. Bei uns kam es zum Beispiel schon dazu, dass der Großteil der Awareness-Schichten von Frauen* gemacht wurde, exponiertere Aufgaben wie DJ-Betreuung, oder der Kontakt mit den Raumverantwortlichen allerdings von Cis-Typen. Teilweise scheitert dann eine coole Aufgabenverteilung, neben den verinnerlichten sexistischen Strukturen, an tatsächlichen oder vorgeschobenen äußeren Zwängen, wie z.B. Zeitmangel oder dem Wunsch nach FLTI* im Awareness-Team. Und manche Frauen* von uns haben auch kein Interesse daran zu lernen, wie eine Anlage aufgebaut oder ein Flyer gebastelt wird, um dann „die Quote“ zu erfüllen und weil es vielleicht auf den ersten Blick feministischer wäre.

Das sind einige Punkte auf die wir (und natürlich schon andere vor uns) gestoßen sind. Wir haben kein Patentrezept für die perfekte Party, aber vielleicht helfen unsere Gedanken ein paar Stolperfallen zu vermeiden.

Be carefull with each other, so we can be dangerous together!

Partygruppe „Procrastinators United“

HOT TOPIC!

Antisexistische Tools für Politgruppen

„Feminismus (nicht nur) in politischen Gruppen praktisch umzusetzen, kann ziemlich schwierig sein. Wir sind aber nicht die ersten, die das so gut es geht versuchen. Viele Feminist*innen haben sich Gedanken dazu gemacht, wie die politische Arbeit möglichst cool und → empowernd für alle Beteiligten sein kann, und es gibt zahlreiche Tools und Hilfsmittel, wie das besser gelingen kann. Ein paar davon möchten wir euch hier vorstellen.“

Quotierte Redner_innenliste

Wiederholungen, ins Wort fallen, unsachlich und polemisch, oft auch sehr lautstarkes Argumentieren, andere Meinungen nicht zulassen wollen bzw. sich darüber lustig machen – das sind einige der Merkmale männlich-dominanten Redeverhalten. Gerade neue oder junge Genoss_innen fühlen sich von von solch einem Redeverhalten häufig eingeschüchtert. Um dem in Diskussions- und Plenumsituationen entgegenzuwirken kann eine Redner_innenliste geführt werden. Die Personen, die in der Diskussion einen Redebeitrag leisten möchten werden (von der Moderation) notiert. Wenn beispielsweise nur noch Männer* auf der Redner_innenliste stehen bekommt eine Frau*, die sich meldet, von der Moderation sofort das Wort. Die Männer* müssen also warten. Klar, nicht alle Männer* präsentieren sich so – und auch einige Frauen* zeigen ein dominantes Redeverhalten. Aus diesem Grund lässt sich eine Redner_innenliste auch doppelt quotieren. Das heißt, Frauen* und Männer* werden in der Diskussion abwechselnd drangenommen. Meldet

sich jemand, der_die noch nie geredet hat, wird diese Person direkt vorgezogen, wobei weibliche Erstrednerinnen* nochmals männlichen Erstrednern* vorgezogen werden.

Buddysystem

Die Idee ist, dass zwei →Cis-Männer sich Feedback zu ihrem Auftreten und Agieren in den geteilten politischen Räumen geben. In Bezug auf Plena kann es da vor allem um folgende Dinge gehen: um sexistisches Redeverhalten, das heißt z.B. sehr viel Reden, andere unterbrechen, diejenigen zu sein, die immer als erstes Ideen einbringen und/oder Aufgaben übernehmen, die ‚Wahrheiten‘ verkünden anstatt Fragen zu stellen, die ‚zur Sache kommen‘ statt emotionale Schwierigkeiten auffangen. Abseits der Plena können sich Fragen nach dem Verhalten auf Demos oder bei Aktionen gestellt werden. Setze ich mich unter Druck, immer vorne bei den Bullen sein zu müssen? Denke ich bei Aktionen gleich an Härte und nicht an den warmen Tee, der vielleicht auch ganz nett wäre dabei zu haben? Übernehme ich ständig

mehr Aufgaben, als ich eigentlich schaffe? Wie gehe ich mit Nicht-Wissen und Ängsten im politischen Kontext um? Dadurch das zwei Cis-Männer aufeinander schauen, sollen →FLTI* entlastet von der Rolle weg kommen, vielleicht als die wahrgenommen zu werden, die durch Kritik „Unruhe reinbringen“ oder die „Spaßbremsen“ sind. Bei Treffen unter Cis-Männern sollte auch mitgedacht werden, dass es vorrangig darum gehen soll, sich gegenseitig kritisch zu besprechen. Die Gefahr des sogenannten „Male-Bondings“ sollte gewusst und bewusst vermieden werden. Wenn bei Buddy-Treffen heraus kommt, dass sich zwei Cis-Männer darüber unterhalten, wie sie so die Gruppe und die Politik finden und was sie an dem Thema →Sexismus und der Selbstbearbeitung auch irgendwie nervt, dann kann der Profeminismus aus einer kritischen Männlichkeitsgruppe recht schnell verschwinden. Um das Abdriften in bloße „Männer machen unter sich“-Politik zu unterbinden kann es auch gut sein, FLTI* von den Treffen zu berichten. Das muss nicht protokollarisch jeden Punkt und vor allem auch nicht solche betreffen, in denen der eigene Sexismus sehr schambehaftet

wahrgenommen wird.

Trotzdem kann allein die bloße Nennung von „Wir haben uns eine Stunde lange über folgende Themen unterhalten“ die Möglichkeit der kritischen Außenperspektive geben. Denn: Ganz ohne Feedback der Personen, die von Sexismus negativ betroffen sind - also FLTI* - geht es auch nicht, weil sie ja vielleicht noch ganz andere Sachen nerven, als den Cis-Männern auffallen.

Gendergetrennte Treffen

Treffen, in denen sich FLTI* und Cis-Männer getrennt voneinander zusammensetzen. Die getrennten Treffen ermöglichen den FLTI*-Personen erstmal einen Raum für Austausch. Manchmal weiß du ja nicht so richtig, ob es nur dir so geht, dass du was blöd findest oder ob es anderen auch so geht. So wird ein strukturelles Problem wie Sexismus schon mal gern auf die eigene Person bezogen - Klaus ist ja auch schon länger dabei und weiß ja so viel, deshalb geht er auch immer zu den Bündnistreffen und nicht ich. In einem FLTI*-Treffen kann das gemeinsam besprochen und Strategien entwickelt werden. Zudem können solche Treffen auch einen empowernden Charakter haben, in dem gegenseitiges Verständnis und Solidarität erfahren werden. Dass Klaus auf alle Bündnis-Treffen rennt, nervt bestimmt auch noch andere und dahinter steckt ein System: Sexismus!

Beim Cis-Männer-Treffen soll auch überlegt werden, was in Bezug auf Sexismus nicht so optimal läuft und wie das zu ändern ist. Vielleicht gibt es ja auch Wünsche, die aus dem anderen Treffen an das Cis-Männer-Treffen herangetragen wurden. Bei den Überlegungen, die gemacht werden ist es nicht ausgeschlossen, dass ein Gedanke auch mal nach hinten losgeht. Aber zumindest trifft es dann nicht direkt FLTI*-Personen. Gegenüber den Buddy-Treffen können in diesen Treffen die gemeinsamen Situationen so besprochen werden, dass nicht nur manche der Cis-Typen sich dem Thema annehmen, andere aber nicht. Zudem entsteht ein männlich dominierter Raum nie nur durch einen Cis-Männer, sondern durch das Zusammenspiel der verschiedenen anwesenden Männlichkeiten und wie diese sich jeweils verstärken oder, im besseren Fall, kritisch beeinflussen.

Prozess

Der schwierigste Punkt in der Auseinandersetzung um Sexismus ist aber meistens nicht die Strategie, sondern beginnt viel früher: Meistens ist es schon ein riesiger Schritt, überhaupt zu thematisieren, dass etwas schief läuft.

Gerade in einer neu gegründeten Gruppe kann es die Wahrnehmung geben, dass es doch erstmal Wichtigeres gibt. Auch für FLTI*, die neu dazu kommen, kann es schwer sein Sexismus auf die Agenda zu setzen und sich gegen die vielleicht als eingeschworenen Kreis wahrgenommen alten Hasen zu stellen. Und wenn dann in der Gruppe auch noch überwiegend Cis-Männer sein sollten, wird es gleich noch schwerer. Nachdem der schwierige Schritt des Thematisierens geschehen ist, muss dann allerdings Sexismus auch noch als Problem wahrgenommen werden, welches es gilt gemeinsam als Gruppe anzugehen, auch wenn die Demo am nächsten Tag erstmal spannender und einfach wirkt. Aber es lohnt sich!

Weitere Tools:

www.awareness.blogsport.eu

Glossar

Von A wie ‚Ability‘ bis Z wie ‚Zweigeschlechtlichkeit‘

» ‚Ability‘/Ableismus:

Ability bedeutet Fähigkeit, „Ableism“ oder „Ableismus“ als Analysekategorie kritisiert die Einteilung von Menschen in Behinderte und Nichtbehinderte anhand ihrer vermeintlichen Fähigkeiten, sowie die selbstverständliche und einseitige Reduktion von Menschen auf zuvor bewertete Eigenschaften. Es ist auch Teil der ableistischen Denkweise anzunehmen, als behindert kategorisierte Menschen führten ein Leben voll Leiden und Schmerzen.

» Ableisiert:

→ siehe „Ability/Ableismus“

» Behinderten- und Krüppelbewegung:

Die Behinderten- und Krüppelbewegung kämpft seit den 1970/80er Jahren für die Möglichkeit von Menschen mit Behinderung, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Ziel der Bewegung ist eine Gesellschaft, die nicht Anpassung einfordert, sondern sich auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten aller einstellt.

» Behinderung:

Es gibt keine einheitliche Position der Betroffenen darüber, wie Menschen mit Behinderung genannt werden möchten: gängig sind die Selbstbezeichnungen „Mensch mit Behinderung“, „Mensch mit Beeinträchtigung“, „behinderter Mensch“, schlicht „Behinderte_r“ und noch einige mehr. Jede dieser (Selbst) Bezeichnungen kann von anderen Menschen allerdings als diskriminierend oder albern empfunden werden. Eine weitere Form ist Behinderung, womit darauf aufmerksam gemacht werden soll, dass die Verhinderung von Teilhabe durch Nichtbehinderte Personen geschieht.

» Cis:

Cis ist das Gegenstück zu → *Trans*. Als Cis-Männer/Cis-Frauen werden Menschen bezeichnet, die sich mit der Geschlechtsidentität identifizieren, die sie bei ihrer Geburt zugeschrieben bekommen haben.

» Empowerment:

aus dem englischen kommend beschreibt dies Selbstermächtigung. Das umfasst die Stärkung der eigenen Position und die Wahrnehmung des eigenen Wertes von Personen,

die in Machtverhältnissen aufgrund ungleicher → *Privilegien* Diskriminierung und Unterdrückung erleben.

» FLTI*/FLTIQ:

Kurzform für Frauen/Lesben/Trans*/Inter-Personen/Queere Personen. Ein Kampfbegriff, der die Solidarität dieser Gruppen untereinander sichtbar machen soll in Abgrenzung zu → *Cis-Männern*.

» Genderung:

Das „*“ (Sternchen) und der „_“ (GenderGap) stellen den Versuch dar, Identitäten jenseits der zugeschriebenen Zweigeschlechtlichkeit sichtbar zu machen und zu markieren, dass die Kategorie „Frau“ keine biologische, sondern eine sozial hergestellte ist. Hinter dieser verborgen sich unterschiedliche Lebensrealitäten und Erfahrungen. Menschen mit Uterus sind nicht alle Frauen, nicht alle Frauen* können Kinder bekommen und auch nicht alle Schwangeren nehmen sich selbst als Frauen wahr.

Zweigeschlechtlichkeit ist Teil der Weltvorstellung der extremen Rechten, von christlichen FundamentalistInnen und AntifeministInnen. Daher schreiben wir diese mit Binnen-I.

» Gender Mainstreaming:

Ursprünglich von der EU und der Bundesregierung genutzter Begriff, um geschlechtsbezogenen Nachteilen in der Arbeitswelt entgegen zu wirken und Gleichstellung der Geschlechter anzustreben. Für AntifeministInnen ist Gender Mainstreaming eine „Politische Geschlechtsumwandlung“, die angeblich dazu führt, dass es keine „richtigen“ Frauen und Männer mehr gebe.

» Habitus:

Ein Begriff aus der Soziologie, der das angelernte Auftreten oder Verhalten von Menschen beschreibt. Hierbei soll deutlich gemacht werden, dass es aufgrund von gesellschaftlichen Machtverhältnissen unterschiedliche Ausformungen von Verhalten gibt.

» Heteronormativität:

Heteronormativität beschreibt die Annahme, dass es zwei (und nur genau zwei) aufeinander bezogene Geschlechter gibt (→ *Zweigeschlechtlichkeit*) und diese sich he-

terosexuell aufeinander beziehen. Kurz gesagt: Die Annahme, dass es Männer und Frauen gibt, diese verschieden sind sowie Männer nur mit Frauen und Frauen nur mit Männern schlafen. Aufgrund dessen, dass dies als „normal“ angesehen wird, beschreibt es eine Position von Macht und → *Privilegien*.

» Inklusion:

Inklusion bedeutet die Ermöglichung der Zugehörigkeit zur Gesellschaft, statt der Ausgrenzung von dieser.

» Kleinfamilie:

Auch häufig als die bürgerliche Kleinfamilie beschrieben, umfasst es das Konzept und die Annahme, dass „Familie“ aus Vater, Mutter und ein bis drei Kindern besteht, die zusammen leben.

» LGBTIQ:

Dieser steht als Abkürzung für Lesbian, Gay, Bi,Trans*, Inter und Queer, auf deutsch Schwule, Lesben, Bisexuelle, → *Trans**, intergeschlechtliche sowie → *queere* Menschen.

» Mansplaining:

Dieser Begriff setzt sich zusammen aus dem Englischen „man“ für „Mann“ und „explaining“ für Erklären und beschreibt das Phänomen, dass Männer* häufig der Meinung sind, FLTI* überlegen zu sein und ihnen die Welt erklären zu wollen, auch und gerade, wenn FLTI*-Personen mehr zu einem Thema wissen.

» Misgendern:

Bedeutet, Trans*menschen oder nicht binären Menschen einem falschen Geschlecht zuzuordnen, indem zum Beispiel die falschen Pronomen verwendet werden.

» Nicht-binär:

Als nicht-binär bezeichnen sich Menschen, die sich nicht in die Kategorie „Mann“ oder „Frau“ einordnen lassen, also dem System der → *Zweigeschlechtlichkeit* nicht entsprechen. Nicht-Binäre Geschlechtsidentitäten sind beispielsweise gender-queer, a-gender oder gender-fluid. Wie meistens gilt: Wenn ihr euch nicht sicher seid, fragt die Personen nach ihrer Selbstbezeichnung und gewünschten Pronomen.

» Patriarchat:

Patriarchat bezeichnet ein gesellschaftliches Machtverhältnis, in dem Männer* und Männlichkeit* eine privilegierte Position gegenüber Nicht-Männlichen Identitäten haben. Diese Gesellschaftsform geht mit eingeschriebenen und zugeschriebenen Verhaltensweisen einher, die zur Abwertung, Diskriminierung und Ausgrenzung von Frauen*, Lesben und Trans*männlichkeiten beitragen.

» Privilegien:

Privilegien beschreiben - für Personen, die sie besitzen, meist unsichtbare - Vorrechte und sind mit einer erhöhten Machtposition verbunden. Es gibt viele Arten von Privilegien in Bezug auf Menschen - ein deutscher Pass beispielsweise bringt viele Privilegien der Reisefreiheit mit sich. Privilegien zu besitzen bedeutet auch, dass andere Menschen zu diesen keinen Zugang haben.

» Queer:

Ursprünglich als Schimpfwort für Schwule und Lesben heute ein Begriff, der von Aktivist_innen „zurück erobert“ wurde. Queer stellt einen Sammelbegriff für geschlechtliche und sexuelle Identitäten dar, die nicht heterosexuell sind oder dem Prinzip der → *Zweigeschlechtlichkeit* entsprechen.

» Schwarz:

Mit der Schreibweise „Schwarz“/“weiß“ soll darauf verwiesen werden, dass wir beide Begriffe als politische Kategorien verstehen, die gesellschaftliche Machtverhältnisse ausdrücken. „Schwarz“ ist darüber hinaus eine emanzipatorische Selbstbezeichnung und wird daher großgeschrieben.

» Sexismus:

Bezeichnet die Diskriminierung von Menschen aufgrund ihrer geschlechtlichen Identität oder Zuschreibung und leitet sich aus dem → *Patriarchat* ab. Sexismus kann sehr offen sein, wie z.B. die Verweigerung von Wahlrechten für Frauen*, aber auch subtil, z.B. wenn eine Genossin* nicht über eine Aktion informiert wird, weil sie als Frau* nicht mitgedacht wurde.

» Sysphorie:

Das Unwohlsein, welches Trans*menschen in Bezug auf ihren Körper empfinden (können). Es kann sehr unterschiedlich stark ausgeprägt sein.

» Trans(*):

Transidentäre Menschen identifizieren sich nicht mit dem Geschlecht, welches sie bei ihrer Geburt zugeschrieben bekommen haben. Trans* ist so das Gegenteil von Cis. Es gibt viele unterschiedliche Transidentitäten. Manche Trans*menschen nehmen Hormone und unterziehen sich medizinischen Eingriffen, um ihre Körper der Geschlechtsidentität anzugleichen, andere tun dies nicht. Menschen, die zu ihrer Geburt als Mädchen eingeordnet wurden und Männer sind, werden Trans*Männer genannt. Trans*frauen sind Frauen*, die bei ihrer Geburt als Jungs eingeordnet werden. Andere Menschen wiederum bezeichnen sich nur als Trans*, weil sie sich nicht-binär identifizieren. Wenn du dir nicht sicher bist, frag Menschen nach ihrer Selbstbezeichnung und ihren gewünschten Pronomen.

» Transition:

Damit sind Maßnahmen gemeint, die Trans*menschen ergreifen, um ihren Körper ihrer Geschlechtsidentität anzugleichen, wie Hormonersatztherapie oder geschlechtsangleichende Operationen.

» weiß:

Mit der Schreibweise „Schwarz“/“weiß“ soll darauf verwiesen werden, dass wir beide Begriffe als politische Kategorien verstehen, die gesellschaftliche Machtverhältnisse ausdrücken, wobei weiß die privilegierte Position darstellt. weiß wird als Adjektiv klein und kursiv geschrieben.

» Zweigeschlechtlichkeit:

Ist die Annahme, dass es zwei (und nur zwei) aufeinander bezogene Geschlechter gibt, „Männer“ und „Frauen“. Dadurch wird die Existenz von → *Trans*personen*, *Intersex-Menschen* und → *non-binären/queeren* Identitäten abgestritten.

BETEILIGTE GRUPPEN

Andere Zustände Ermöglichen

Mail: aze@riseup.net
Web: www.aze.blogspot.eu
Facebook: Andere Zustände Ermöglichen

Antifaschistischer Schwarz-Roter Aufbau

Mail: asra@riseup.net
Web: www.asra.noblogs.org

Emanzipative & Antifaschistische Gruppe

Mail: eag-berlin@riseup.net
Web: www.eag.antifa.cc
Facebook: EAG Berlin

Antifeminismus von Rechts-AG und Queer-Feminismus-AG der Interventionistischen Linke Berlin

Mail: berlin@interventionistische-linke.org
Web: www.interventionistische-linke.org/autorinnen/il-berlin
Facebook: Interventionistische Linke Berlin

Kirsten Achtelik

Mail: kirsten.achtelik@gmx.de
Web: www.kirsten-achtelik.net

Procrastinators United

Web: www.procrastinatorsunited.blogspot.de
Facebook: Procrastinators United

Theorie, Kritik & Aktion

Mail: tka@riseup.net
Web: www.tka.blogspot.de

U'n'S

„What the Fuck“-Bündnis

Mail: what-the-fuck@riseup.net
Web: www.whatthefuck.noblogs.org
Facebook: Marsch für das Leben? What the Fuck

Diese und weitere Broschüren gibt es auf www.asbb.blogspot.de.

